

19.11.86



16 Jg.

Nr. 8



Eisack-Land

Lothringer Heimat



1

9

3

6

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

737

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das Beste vom Besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Haguenau: Landweg 44.

„Feste im Hause“

der viel gekaufte Beyer-Band
in neuer Ausstattung
Nr. 144, 90 Pfg.

Will der Hausfrau ein Helfer sein, Familienfeste und kleine Hausfeierlichkeiten mit einfachen Mitteln trotz Notzeiten nett auszugestalten. Abbildungen veranschaulichen die vielen guten Ratschläge.

Beyer — der Verlag für die Frau
Leipzig C1, Weststraße 72 · Postscheckkonto 52279

Weltprogramme - Unterhaltung - „Land u. Siedlung“
„Hier und Dort“ - Senderliste, Kritik, Bilder,
Gelesen auch im kleinsten Ort. — Das ist

„Der Deutsche Rundfunk“

Funkpost

Stets volle 80 Seiten stark

Zweieinhalb Groschen kost' die Nummer,
Im Monat macht's noch nicht 'ne Mark!

Bei Postabonnement sogar nur 85 Pfg. und 5 Pfg. Zustellgebühr

Für Rundfunkhörer Probeheft unverbindlich und kostenlos vom Verlag, Berlin N 24.

Hella

Beyers Frauen-Zeitschrift

Unterhaltung · Mode · Haushalt · Schönheitspflege
Handarbeit · Film · Theater und Sport

Jeden Mittwoch für 20 Pfg.

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- ffs.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.



Elsass-Land Lothringer Heimat

16. Jahrg.

AUGUST 1936

8. Heft

Der Neunling, ein alter Erntebrauch

Von Paul Klaeyel 

«Bei uns daheim spricht man noch von Neunlingen», bemerkte mir einmal ein Schüler, als ich beim Unterricht die Einrichtung des Zehnten besprach. Auf Grund dieses alten Rechtsbrauches musste fast das ganze Mittelalter hindurch bis zur Grossen Revolution der zehnte Teil der Feldfrüchte an den Zehntberechtigten, die Kirche oder den Grundherrschaft, abgegeben werden, sodass dem Zehntpflichtigen nur noch neun Teile des Ertrags übrig blieben.

Der Ausdruck «Neunling» war mir unbekannt. Durch Umfragen stellte ich fest, dass mit Neunling auch heute noch eine Anzahl von neun Getreidegarben bezeichnet und die Getreideernte geradezu nach Neunlingen berechnet wird. Man sagt, dies Feldstück hat soundsoviele Neunlinge gebracht, oder wir haben auf diesem Acker soundsoviele Neunlinge geladen.

Woher stammt nun der sonderbare Brauch, gerade nach neun Garben zu rechnen, während sonst die Aehrenb ndel auf dem Acker zu zehn oder auch zu zwölf Garben auf Haufen, sog. Puppen, gestellt werden? Zuerst dachte ich an eine abergläubische Anlehnung an die heilige Neunzahl, doch bald wurde mir klar, dass es sich hier nur um eine Zählweise handeln könnte, die mit der abgegangenen Zehntabgabe zusammenhängen müsse. In der Tat fand ich im «Deutschen Wörterbuch für Elsässer» von H. Menges und B. Stehle (Gebweiler 1911, 251) unter dem Stichwort neun folgende Erklärung: «Im Kanton Selz besteht das Wort Neunling für einen Haufen von 9 Garben; so werden die Garben in der Ernte auf dem Acker vor dem Aufladen nach altem Herkommen immer aufgesetzt. Dieser Gebrauch erklärt sich dadurch, dass früher je die zehnte Garbe an die Herrschaft oder an die Kirche (der Zehnte)

abgeliefert werden musste.» ähnlich erklären Martin-Lienhart im Wörterbuch der elsässischen Mundarten (Strassburg I (1899), 776) das aus dem Kanton Selz und den Rheind rfern des Nordstreifens belegte Wort Neuling, Neileng, sächlich, als einen Haufen von neun Garben. «So werden die Garben immer aufgesetzt, und zwar ist diese Sitte so eingewurzelt, dass dieselben vor dem Aufladen selbst noch dann zusammengetragen werden, wenn ein Gewitter am Himmel steht.»

Diese tiefeingewurzelte Sitte lässt sich nur aus der Tatsache erklären, dass zur Zeit des Zehntinstituts je die zehnte Garbe schon auf dem Acker irgendwie kenntlich gemacht und von dem Zehntberechtigten abgeholt wurde, um in die Zehnth fe oder Zehntscheunen überführt zu werden. Die besondere Bezeichnung der zehnten Garbe ist jetzt, wo man nach Abschaffung des Zehnten doch noch nach Neunlingen zählt, auf die neunte Garbe übergegangen. So werden in Münchhausen die Garben auf dem Acker zu neun nebeneinander gelegt, die neunte aber senkrecht neben die achte gestellt. In Mothorn werden die neun Garben je drei und drei verquer übereinander geschichtet. Auf jeden Fall kann man sofort beim Betreten des Ackers die Anzahl der Neunlinge abzählen und den Ertrag des Ackers sowie die Wagenladung nach Neunlingen berechnen.

Denn auch die Wagenladung wird nach Neunlingen angegeben. Ungefähr 15 Neunlinge geben einen Wagen voll. Lädt einer mehr, so sagt er: «Ich habe 16, 17 Neunlinge geladen.» Vereinzelte überzählige Garben werden zu den Neunlingen hinzugezählt, z. B. 10 Neunlinge und 2 Garben. Mehr noch, sogar die Strohseile zum Binden der Garben werden zu je neun gelegt, und in einen Bund Strohseile kommen je fünf solcher Neun-

linge. Anderswo enthält ein Strohseilbund gewöhnlich 50 Stück statt der 45 nach der Neunlingzählweise.

Selbst der Drusch des Getreides geschieht nach Neunlingen, wie auch der Körnerertrag darnach berechnet wird. Dagegen werden die Bündel des gedroschenen Strohs nicht mehr nach Neunlingen gezählt. In Mothorn werden auch bei der Welschkornernte je neun Maiskolben zu einem Buschen gebunden und zum Dörren unter die Wetterdächlein des Hauses aufgehängt.

Es wäre wichtig zu erfahren, ob die Zählung nach Neunlingen sich in den Rheindörfern des Selzer Kantons auch noch auf andern als dem Erntegbiet erhalten hat. Auf jeden Fall dürfen wir in diesen Neunlingen eine kulturhistorische Merkwürdigkeit erblicken, insofern sich darin mit grosser Zähigkeit eine tatsächliche Zählweise erhalten hat, für welche die geschichtliche Grundlage der Zehntabgabe seit anderthalb Jahrhunderten verschwunden ist. Dass aber das Zählen nach Neunlingen vom Zehntinstitut herrührt, das wissen die alten Leute der Selzer Gegend noch

sehr wohl. Bei der starken Unbeliebtheit der Zehntenablieferung hätte man erwarten sollen, dass mit dem Aufhören der Steuerabgabe auch alles verschwinden würde, was nur im entferntesten daran erinnerte. Aber Wort und Sache des Neunlings hat den Wandel der Zeiten ebenso widerstandsfähig überdauert wie die massigen Zehntscheuern in unsern Kleinstädten.

Nach dem schweizerischen Idiotikon bezeichnet das Wort Nünlig im Kanton Basel ebenfalls einen Haufen von neun Garben, fünf unten und viere daraufgesetzt, neben die die Zehntengarbe gelegt wurde. Derselbe Brauch besteht auch heute noch in den längs der Schweizer Grenze liegenden Sundgaudörfern, die ehemals zum Bistum Basel gehörten. Für sie galt auch die Verordnung, die der Bischof von Basel im Jahre 1540 für seine Markgräfler Gemeinden erliess, den grossen Zehnten auf «ihren Ackern bei den Hufen uszuzelen und bi jedem Huffen oder Neunling ein Garben, wi si fallt, ligen zu lassen» (Z f G O 17, 238). Daher heisst auch im badischen Nachbarlande solch ein Garbenhaufen Nünlig.



Photo V. Maulu

Ernte bei Hangenbieten

Drei altlothringische Siegelstempel

Von E. Bergthol

Die Benutzung des Siegels ist dem Abendland vom Orient übermittelt worden. Assyrier und Babylonier siegelten zuerst; von ihnen lernten es die Ägypter. Den mit Ägypten in Handelsbeziehungen stehenden Griechen gefiel gleichfalls der Gebrauch des Siegels. Von Griechenland kam die Sitte des Siegelns nach Rom und von dort aus zu uns.

Die Siegelstempel sind darum ebenso zahlreich wie verschieden in Materie und Form. Wir haben zunächst die Cylinder und Kegel der asiatischen Kulturvölker, die Skarabäen der Ägypter und schliesslich die Glyptik der Griechen und Römer. Fast alle diese Siegelstempel sind aus Stein.

Die geschnittenen Steine des klassischen Altertums sind überwiegend Kunstwerke in Miniaturform von grossem, manchmal sehr grossem Kunstwert. Die zum Siegeln vertieft geschnittenen Steine der Griechen und Römer sind allgemein unter dem Namen Intaglien bekannt. Es sind fast ausschliesslich Halbedelsteine, die alsdann in Ringe gefasst und meistens am Zeigefinger der linken Hand getragen wurden. Unter den Intaglien nimmt der Karneol den ersten Platz ein.

Gerade die antike Glyptik war es, welche die Siegelschneider des frühen Mittelalters vorteilhaft inspirierte. Die Kunst des Siegelschnittes beginnt bereits um das Jahr 1000; ihre Blütezeit fällt in das 14. und 15. Jahrhundert. Im 16. Jahrhundert hat dieselbe von ihrer allgemeinen Wertschätzung noch nichts eingebüsst. Die berühmtesten Renaissancekünstler wie Benvenuto Cellini, Albrecht Dürer, Aldegrever, Behaim haben es sich nicht nehmen lassen, sich auch neben ihrem Hauptberuf mit dem Siegelschnitt zu befassen. Ihre kleinen Kunstwerke waren derart begehrt und geschätzt, dass ein Kardinal an B. Cellini 200 Dukaten für ein Siegel und sogar 300 für ein zweites bezahlte. Das sind phantastische Summen, Werte, die in jener Epoche niemals für andere Kunstwerke auch nur annähernd entrichtet wurden. (Vgl. W. Ewald u. F. Hauptmann, Siegel- und Wappenkunde, S. 140 ff.)

Dies zeigt uns die hohe Wertschätzung des Siegels im 16. Jahrhundert. In der Blütezeit des Mittelalters war das Siegeln allgemein geworden; alle Klassen der Bevölkerung wussten es zu benutzen. Es siegelten nicht bloss die Landesfürsten, sondern auch die geistlichen und weltlichen Würdenträger, die Städte, die wohlhabenden Bürger, die Zünfte, ja sogar der einzelne

Handwerker. Hieraus ergibt sich die Mannigfaltigkeit der Siegelstempel. Ihr Kunst- und kulturhistorischer Wert ist namhaft, dazu kommt ihre Bedeutung als erstklassige Dokumente für die lokalgeschichtliche Forschung. Der wirkliche Wert der Siegel ist denn auch vielerorts rechtzeitig erkannt worden. So finden wir in den meisten grösseren Museen recht interessante Sammlungen. Manche Siegelstempel früherer Zeiten ruhen heute noch unbeachtet in dieser oder jener Schublade oder vielleicht wohlverwahrt in diesem oder jenem Schauschrank eines Privatsammlers. Diese verborgenen, stummen Zeugen vergangener Epochen verdienen ans Licht gebracht zu werden.

Das Siegel, das wir in der Abbildung 1 wiedergeben, ist bereits in der «Revue historique de la Lorraine» 1935, p. 91—92 beschrieben worden. Es wurde 1895 auf dem Gemeindebanne von Royaumeix bei Toul gefunden. Der Siegelstempel aus Bronze ist verhältnismässig gut erhalten, doch hat die Oberfläche etwas gelitten. Die Patina ist nicht schön grün und glatt wie gewöhnlich, sondern dunkel, fast schwarz und sehr rauh, was sich durch das lange Lagern in mangelhaft konservierenden Bodenschichten erklären lässt. Der runde Siegelstempel hat einen Durchmesser von 27 mm, die gravierte Siegelfläche eine Dicke von 2 mm. Siegelscheibe und Handhabe sind aus einem Stück gebildet. Der erhöhte, durchbohrte Teil der Handhabe befindet sich über dem Kopf des Siegels. Inmitten des Feldes der Siegelfläche befindet sich der Wappenschild, belegt mit einem Handwerksgerät. Es erinnert an ein Hackbeil, ist aber eine besondere Form eines speziellen, kurzschäftigen Beiles gewisser Zimmerleute von früher. Auffallend ist der am Ende des Rückens sich befindende hammerförmige Absatz. Das doppelt verwendbare Handwerkszeug ist eine praktische Kombination von Beil und Hammer. Die Siegelinschrift ist vom ehemaligen Besitzer folgendermassen interpretiert: † S × wigermann × schiffet × in × Sarburg. Er sieht in «schiffet» die Abreviatur des Wortes «Schiffelbauer». Was den Autor in seiner Annahme bestätigt, ist der Umstand, in der Wappenfigur das Arbeitsgerät zu sehen, dessen sich früher in der Tat die Schiffszimmerleute zur Bearbeitung der Baumstämme bedienten. Ich habe den Siegelstempel, der sich nun in meiner Sammlung befindet, genau untersucht. Ich lese aber das dritte Wort der Legende nicht «schiffet» sondern «schiffer». Die drei ersten Buchstaben sind gut erhalten, vom i ist die obere Hälfte deutlich sichtbar;

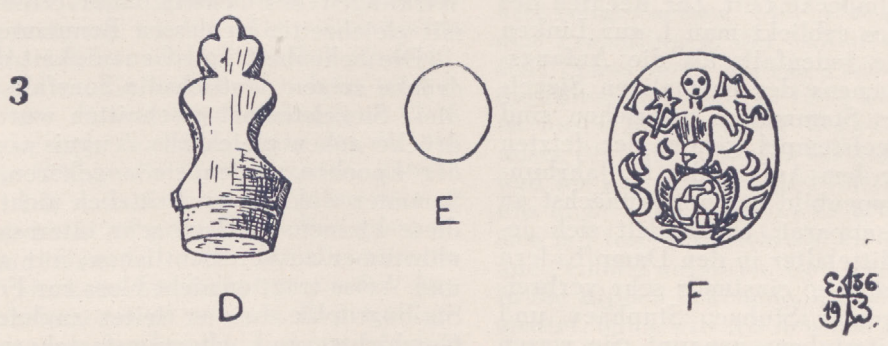
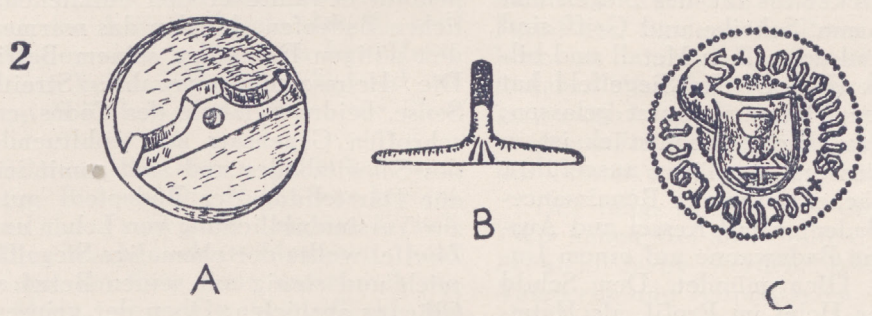
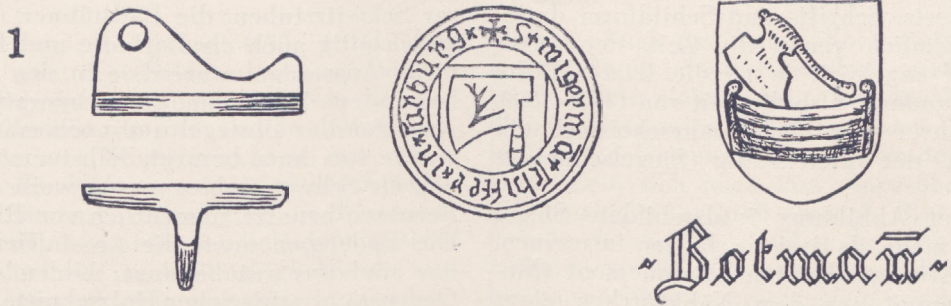
es folgt ein f, der folgende, etwas undeutliche Buchstabe ist gleichfalls ein f, dem ein e folgt. Im Schlussbuchstaben erkenne ich ein im Laufe der Zeit verunstaltetes r. Die Beilfläche zeigt ein Gebilde, welches einem Hirschgeweih sehr ähnlich erscheint. Ob ursprünglich tatsächlich ein Hirschgeweih eingeschnitten war, kann ich nach dem heutigen Siegelzustand nicht mit Bestimmtheit behaupten. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich. Die Legende gibt als Ortsbezeichnung «Sarburg» an; das Wappen der Stadt Saarburg mit den drei Hirschgeweihen ist allgemein bekannt. Vgl. Constant Lapaix, *Armorial des villes, bourgs et villages de la Lorraine, du Barrois et des Trois-Évêchés*, p. 252—254.

Schild- und Buchstabenform sind solche, die im XV. Jahrhundert üblich waren. Der Siegelstempel gehörte einem Schiffer dieser Zeit-epoche. Was nun die Schifffahrt auf der Saar im 15. Jahrhundert betrifft, so ist zu bemerken, dass es sich nur um Kähne verschiedener Grösse und Form handeln konnte. Der Siegelführer Wigermann war höchstwahrscheinlich Schiffer und Schiffszimmermann zugleich, denn gerade im Mittelalter finden wir öfters Doppelbeschäftigung ein und derselben Person, wie wir nachträglich noch sehen werden. Zufälliges Durchblättern der Monatsschrift «Roland» (Verein zur Förderung der Stamm-, Wappen- und Siegelkunde) führte mich zur Entdeckung des auf der Beilage zum «Archiv für Stamm- und Wappenkunde» (15. Jahrgang) sich befindenden Wappens, das wir neben dem Siegel in der Abbildung 1 wiedergegeben haben. Unter dem Wappen steht der bezeichnende Familienname Botmann. Es handelt sich ohne Zweifel um ein redendes Wappen. Das Wertvolle für unsere Studie ist das Beil, welches demjenigen Wigermanns ziemlich ähnlich ist (breite Schneide, kurzer Schaft), zudem aber deutlich zeigt, dass es sich auch hier um einen Schiffszimmermann handelt, der zugleich auch Botführer war.

Das in der Abbildung 2 wiedergegebene Siegel wurde im Kreis Forbach gefunden. Im Jahre 1909 beseitigte ein Landwirt aus Gréning, Kanton Gros-Tenquin (Moselle), den ihn bei seinen Feldarbeiten hindernden Wurzelstock einer längst gefällten, knorrigen Eiche. Zu seinem Erstaunen fand er hierbei den nachstehend beschriebenen Siegelstempel aus Bronze. Vorzüglich erhalten, dabei schön patiniert, zeigte er noch in manchen Fugen Spuren gelben Wachses. Ein belesener, kluger Nachbar machte mich auf den Fund aufmerksam; er bemerkte, dass jener Landwirt bei Entfernung des lästigen Eichenstumpfes einen ihm unbekannten, mit «verkehrter Schrift versehenen Uniformknopf» gefunden habe. Gleichzeitig sagte er, dass der Finder den

vermeintlichen Uniformknopf zwecks gründlicher Reinigung abscheuern wollte, woran er ihn glücklicherweise hinderte und ihn belehrte, dass ein einfaches Abwaschen vollkommen genüge, da sonst der alte Gegenstand mehr oder weniger zerstört würde. Die kurze, aber interessante Mitteilung meines Nachbarn liessen mich sofort den Fund eines Siegelstempels vermuten. Und in der Tat, ich hatte mich nicht getäuscht. Der biedere Landmann, froh, zu meiner Sammlung beisteuern zu können, übergab mir bereitwilligst den «Uniformknopf», indem er mich bat, ihm doch die «verkehrte Schrift» zu lesen, was denn auch sofort geschah. Der Finder, immer noch an den vermeintlichen Knopf glaubend, wurde schliesslich doch eines anderen belehrt durch den prächtigen Abdruck, auf dem er alsdann selbst in richtiger Schrift die Namen lesen konnte. Dies über die Fundumstände und den Erwerb des Siegelstempels, und nun zur Interpretation! Es handelt sich um eine runde Matrize aus Bronze. Die geschnittene Siegelplatte hat eine Dicke von 3 mm bei einem Durchmesser von 27 mm. Platte und Griff sind aus einem Metallstück herausgearbeitet und bilden somit ein Ganzes (Fig. A). Die Handhabe ist durchlocht zwecks Durchführung eines Kettchens oder einer Schnur. Den Kopf der Matrize markieren drei keilförmige Kerben (Fig. B). Das Mittelfeld des Siegels nimmt ein Wappen ein, das von einem Spruchband mit dem Namen des Siegelführers umgeben ist. Die kleine, zur Anbringung der Inschrift bestimmte Fläche erklärt uns die Anwendung der Abkürzung S für S(igillum); in der Folge lesen wir in schönen, gotischen Minuskeln: *johannis rechberger*. Den Familiennamen «Rechberger» treffen wir heute noch; Aenderungen in der Namensschreibung sind im Laufe der Jahrhunderte unvermeidlich! So finden wir z. B. in Strassburg die Familien: «Rechberg, Rechburger, Rechburg», die in ihrem Familienwappen nicht den Humpen, sondern ein Hirschhorn führen. Diese Angaben verdanke ich Dr. Robert Forrer, dem Direktor des Strassburger Musée Préhistorique et Gallo-romain. Viele elsässische und lothringische Familiennamen endigen auf «berger». Ich erwähne z. B. «Lichtenberger, Schlumberger, Schützenberger» im Elsass, «Bichelberger, Borsenberger, Hirschberger» in Lothringen. Vor und nach jedem Worte steht in unserm Siegel eine Kreuzblume oder Krabbe (Fig. C).

Im Wappenschild sehen wir als Wappenbild eine Art Metallhumpen oder Kelch als Symbol der Gewerbetätigkeit des Besitzers, darunter eine Haus- oder Handelsmarke (vgl. Jules Bernard, *Souvenirs historiques lorrains*, p. 23), vielleicht auch eine Art Metallstempel, Bunzen oder Punze



Lothringer Siegelstempel des 15. bis 17. Jahrhunderts

genannt. Die Buchstabenformen der Inschrift sind gotische Minuskeln, die vorzugsweise von der Mitte des 14. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts üblich waren. Die Schildform findet sich allgemein in Deutschland seit der Mitte des 15. Jahrhunderts. Schrift- und Schildform datieren somit ziemlich genau die Zeit, der unser Siegelstempel angehört: es ist die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts, also die Zeit von 1450—1500. Der Siegelführer war höchstwahrscheinlich ein Goldschmied, der gleichzeitig Siegelschneider war.

Das in der Abbildung 5 abgebildete Siegel fand ich vor mehr als dreissig Jahren in meinem Heimatorte Elvange, Kanton Faulquemont (Moselle). Es stammt aus dem Nähkästchen eines alten Junggesellen, der es als die Petschaft eines Familienangehörigen bezeichnete. Wie die Reproduktion es bezeugt, handelt es sich um einen ovalen Siegelstempel; derselbe ist aus Messing und misst 12×16 mm (Fig. E). Die gravierte Scheibe ist etwas dicker als die des Siegelstempels A; sie misst 4 mm. Scheibe und Griff sind wiederum aus ein und demselben Metall und bilden somit ein Stück (Fig. D). Im Siegelfeld hat man fast gar keinen Platz unbenutzt gelassen; das komplizierte, heraldische Prachtstück ist in allen Einzelheiten äusserst sorgfältig ausgeführt, trotz der kleinen Fläche. Ein ovaler Renaissance-schild zeigt einen Badeofen mit Kessel und Ausflussrohr, das in eine Badewanne auf einem Untersatz neben dem Ofen mündet. Den Schild überragt ein offener Helm im Profil, als Helmstutz zeigt sich ein wachsender, bewehrter Rumpf, der in der rechten Hand einen Streitkolben (Morgenstern) und in der Linken eine Sense hält, wozu eine vornehme Helmdecke tritt. Zur Rechten des entfleischten Kopfes erblickt man I, zur Linken M S, Initialen, die jedenfalls als die Anfangsbuchstaben des Namens des ehemaligen Siegelführers und seines Stammortes anzusehen sind (Fig. F). Der Siegelstempel gehört der letzten Hälfte des 16. oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts an. Das Wappenbild erinnert zunächst an einen Destillationsapparat; es handelt sich jedoch um den im Mittelalter in den Dampfbädern benutzten Badeofen. Die einstmals sehr verbreiteten Bäder wurden «Stubae, Stuphae» und schliesslich «Schwitzstuben» genannt. Sie waren beliebt und somit auch sehr verbreitet. Gewöhnlich befanden sie sich in den Städten, aber auch

in den Dörfern, sogar in manchen Klöstern. Ihre Hauptkundschaft bildeten die Handwerker. Die Benutzung der Dampfbäder war sehr gut; besonders rege gestaltete sie sich am Vorabend von Festen. Waren doch die Mieter oder Besitzer dieser Schwitzstuben, die Badstübner (balneatores), gleichzeitig auch als Barbieri und Haarkräusler tätig. Ausserdem waren sie in der Arzneikunde bewandert: Schröpfen, kleine operative Eingriffe, Ansetzen der Blutegel und noch manches andere wurde von ihnen besorgt. Selbstverständlich wurden die Schwitzstuben vorzugsweise von kranken Personen benutzt, namentlich von Rheumatikern. Das Badeleben sowie die Ausstaffierung der Bäder sind uns gut bekannt; bilden sie doch den Gegenstand zahlreicher Holzschnitte und Kupferstiche. Die Barbier-Badstübner ersetzten für das gewöhnliche Volk unsere heutigen Aerzte. In Anbetracht dieser Tatsache glaube ich, den soeben beschriebenen Siegelstempel einem Barbier oder Badstübner zuweisen zu können. Zum Wappenbild erwähnte er den nützlichen, unentbehrlichen Badeofen, der ihm das warme Wasser und den nötigen Dampf zu seinem Betriebe lieferte. Die Helmschmuckauswahl: Streitkolben und Sense, beides Symbole des Todes, erscheinen im schroffen Gegensatz zur wohltuenden Wirkung des Schwitzbades und sind somit im Verein mit der Darstellung des Badeofens gut auserkoren zur Versinnbildlichung von Leben und Tod. Ohne Zweifel wollte der ehemalige Siegelbesitzer geistreich und sinnig auf seinen Beruf als Arzt und Chirurg anspielen: Oben der grinsende Tod, die Verderben bringenden Waffen schwingend, unten dagegen das Hauptmobiliar der Badestube, die an die krankheitsverhütenden und heilenden Wirkungen des Schwitzbades erinnern und somit gleichzeitig zu dessen Benutzung einladen.

Die Schönheit und Genauigkeit der Siegelabdrücke zeigen deutlich die Sorgfalt, mit welcher diese Siegelstempel geschnitten wurden. Die Abdrücke geben gleichfalls Zeugnis vom Kunstsinne der Epochen, denen sie angehören. Der wahre Sammler wird es grundsätzlich nicht unterlassen, diese kleinen, vielfach sehr interessanten Kleinaltertümer zu veröffentlichen; nur auf diese Art und Weise trägt er nicht bloss zur Förderung der Sigillographie bei, er leitet zugleich auch den Geschichts- und Altertumsforschern sowie dem modernen Kunstgewerbe gute Dienste.

Heckerees'cher

Vill Bliede hadd die Heck sich widder
Ons Knopploch häid gesteckd,
Die lache so fein zu de Veggelsligger,
Die Rees'cher, zahd-rod gefleckd.

Klän awwer fein, so liew unn schlichd,
Unn e Daudreppche glänznd on sim Kläd —
Ich männ, ich sihn 'm Schätzel sin Gesichd
Frisch lächle wie e Engel emm Gebäd !

J. Metzinger

Die Siedler

Abriss einer elsässischen Familienchronik

Von Claus Wickram

(Schluss)

Schwedenkrieg, die Jahre 1653, 1654! Das ganze Land war der Soldateska ausgeliefert, Brand und Verwüstung, Elend und Not, Krankheit, Greuel, Zerstörung und Tod breiteten sich in alle Weiten aus. Strassburg hielt sich, aber die Dörfer in der Nähe wurden von der Kriegsfurie mitgenommen. Weiler ging in Flammen auf, die Einwohner wurden niedergemacht, und man konnte dort nur noch hungrige Hunde antreffen. Die Ludanuskirche war zerstört worden, Fegersheim und Ohnheim hatten schwer leiden müssen. Die Bauern waren verfolgt, gehetzte Tiere; ihre Höfe waren zu einem grossen Teil eingäschert, das Vieh weggetrieben, die Ernte geplündert, die Felder verwüstet, verwildert, voller Dornen. Frauen und Kinder waren im Wald und auf den kleinen Inseln der Ill versteckt; die Männer aber hatten sich bewaffnet; ihre Wut kannte keine Grenzen mehr, und wo sich ein Trupp Soldaten zeigte, fielen sie über sie her.

In einer Scheune, die stehen geblieben war, lag eine Gruppe Bauern. Die Nacht war hereingebrochen, und das Feuer sank langsam in sich zusammen. Die Wache schritt draussen, hohl hustend, auf und ab. Kein Laut unterbrach die Winterstille. Müde, schmutzig, blutbefleckt, bis an die Zähne bewaffnet, lagen die Bauern in unruhigem Schlafe. Ein Beil klirrte durch eine ungewollte Bewegung an einen Helm. Der junge Siedler fuhr wirr empor, griff zur Waffe und beruhigte sich langsam wieder. Aber einschlafen konnte er nicht wieder; sein spitzes Bubengesicht, schmal und hohlwangig, zeichnete sich im schwachen Schein des Feuers erschreckend ab. Unruhig wälzte er sich von einer Seite auf die andere, aber die Bilder, die ihn bedrohten, konnte er nicht von sich weisen. Keine 18 Jahre war er alt, und schon hatte er mehr Schrecken gesehen, mehr Not und Grauen erlebt als die meisten Greise. Der väterliche Siedlerhof, einer der ältesten von Ohnheim, erstand vor ihm. Reiter galoppierten heran, Schüsse krachten, dann brachen die Flammen aus Dach und Fenstern. Die Mutter schrie auf einmal auf und sank zusammen; er eilte zu ihr: sie starb unter seinen Händen in einer Blutlache. Ihn rissen die Reiter von der Leiche weg und schleppten ihn mit. Bei Benfeld konnte er sich befreien und eilte in sein Heimatdorf zurück. Hier fand er die Genossen und den Vater, und nun fing der unmenschliche, zähe Kampf an. Mancher Bauer war schon dabei ge-

blieben. Auch der Vater. Vor wenigen Monaten waren sie in einen Hinterhalt geraten, und es blieb ihnen nichts übrig, als die Angreifer zu überwältigen oder zu sterben. Der Vater tauchte im dichten Gemenge unter; aber der Sohn hatte keine Zeit, sich nach ihm umzusehen oder ihm beizuspringen; er hieb um sich, Blut spritzte auf, Feinde fielen, ein Schlag krachte auf seinen Helm, es wurde ihm schwarz vor den Augen, wie besessen schlug er weiter drein und brach zusammen. Als er wieder zu sich kam, waren die Schweden geflohen, aber der Vater war nicht mehr.

Und der Kampf geht weiter, Monat um Monat, dachte der Sohn. Es ist Winter, der Hunger quält; nicht um Rache zu üben, fällt man über den Feind her, sondern um Proviant zu erobern, um leben zu können. Krankheiten fressen sich ein, bleierne Müdigkeit legt sich in die Glieder, und man möchte sich ihr hingeben, nur schlafen und vergessen, nicht mehr aufwachen: das Elend und die Greuel werden ja nie mehr enden.

Der junge Siedler biss die Zähne zusammen: «Wir haben viel auszuhalten; schrecklicher kann es nicht mehr werden. Aber wir verteidigen Vätererbe und Heimatboden. Meine Familie sitzt seit Jahrhunderten auf diesem Boden und hat ihn urbar gemacht. Andere bewohnen das Dorf erst seit zwei oder drei Generationen, aber sie gehören zu uns, sind die Unsern geworden, sind hier festgewachsen. Und jetzt sollen wir uns von den Fremdlingen, der Soldateska, zertreten lassen? Schon mehr als ein Fremder biss sich hier die Zähne aus, wenn er Herr sein wollte. Das hier ist unser Boden, unser Recht. Dafür geben wir unser Blut und kämpfen bis auf den letzten Mann und bis auf den letzten Blutstropfen. Wir lassen uns nicht unterkriegen.» Er atmete auf und sagte sich mit festem Entschluss: «Diese Leiden werden auch einmal aufhören. Und wenn ich keine Kugel in die Rippen bekomme, kein Säbel mir den Kopf spaltet, dann will ich den Hof meiner Väter wieder aufrichten, die Arbeit wieder von vorne beginnen, die Familie weiterführen. Das gebe Gott der Herr!»

*

Seit langem war der Dreissigjährige Krieg verklungen. Wohl hatte es seither auch nicht an Stürmen gefehlt, aber mehr und mehr besserten sich die Verhältnisse. Unter der straffen Hand der französischen Regierung waren Ruhe

und Ordnung im Land wiedergekehrt; der Ackerbau machte Fortschritte, und jährlich häufte der Bauer reiche Mengen von Früchten auf; Handel und Gewerbe hatten mit neuer Kraft eingesetzt. Längst waren die Wunden geheilt, wenn auch viele Dörfer, wie das nahe Weiler, für immer vom Erdboden verschwunden blieben. Die Alten, die sich noch an die Ereignisse erinnern konnten und den unfolgsamen Enkeln mit den Schweden drohten, waren längst zur Ruhe gegangen und auch ihre Enkel schon: man schrieb die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Es war ein Sonntagmorgen voller Sonne im Juni, als die Ohnheimer, Kinder, Frauen, Männer, Grossväter und Grossmütter auf dem Wege zur Fegersheimer Kirche waren, denn Ohnheim hatte kein eigenes Gotteshaus. Schnurgerade erstreckt sich das Strässchen, das von Eschau über Ohnheim nach Fegersheim führt. Ein Viertelstündchen Wegs ja nur trennte die Annexe vom Hauptort. Für die drei Alten aber, die den Weg schon gar manches Jahr gemacht hatten und durch jedes Wetter, war er lang genug. Es waren drei Brüder, drei Siedler, die sich getroffen hatten wie schon manches Mal, und die miteinander über den Stand des Getreides sprachen, über die neuerdings vielgepflanzte Kartoffel, die sie lobten, und über die vor kurzem eingeführte Tabakkultur. Dann kam das Gespräch auf die Familie.

«Woher die Siedler nur alle kommen?» meinte der eine. «Es sind ihrer so viele, und eine Verwandtschaft ist nicht zwischen ihnen festzustellen. Es kommen Heiraten zustande, bei welchen Mann und Frau den Namen Siedler tragen und die kirchlich nicht im geringsten beanstandet werden.»

«Wie es uns erzählt wurde, sollen die Siedler von Ohnheim stammen, sie alle, die in den Dörfern ringsum wohnen, in Fegersheim, Eschau und Plobsheim, in Lipsheim und Ichtratzheim und weiterhin in Erstein, Benfeld und Schlettstadt oder in der Strassburger Gegend.»

«Seit langer Zeit auf jeden Fall sitzen die Siedler auf diesem Grund und Boden, werken und vermehren sich. Sie haben das Land hier ihr Eigen gemacht mit seinem Kiesboden und seinen Wiesen, mit den fruchtbaren Feldstücken und den Wassergräben.»

«Jetzt wird die neue Kirche von Fegersheim gebaut, wir helfen ja dazu mit, und sie wird schön mit ihren geschwungenen Verzierungen und mit dem hohen Turme.»

«Es ist Zeit; das alte Kirchlein ist recht baufällig, aber unsere Väter liebten das Gotteshaus, und sie beteten drin zur Erhaltung ihres Glaubens. Sie hielten an ihm fest und führten ihn zum Sieg.»

«Jetzt sind, Gott sei Dank, ruhigere Zeiten eingekehrt. Wenn wir unsere Steuern, deren

nicht gerade wenig sind, bezahlt haben, lässt man uns so ziemlich in Ruhe. Die Kriege haben uns schon eine gute Zeit nicht mehr betroffen, und das ist uns recht so, wir wollen in Frieden arbeiten können.»

«Ja, wahrlich, wir brauchen keine grossen Geschehnisse. Geburten, Heiraten, Todesfälle, das sind die Ereignisse im kleinen Dorf. Ein paar Feste, manchmal Handel und Raufereien, dass das schäumende Blut sich austoben kann. Im übrigen sind wir dem ewigen Wechselkreis des Lebens unterworfen.»

Kinder jauchzten heran, Enkel und Enkelinnen lachten und sprangen vorbei, während die drei Alten ohne Bitternis und Auflehnung den Weg zur Kirche bedächtig fortsetzten.

*

In der Wirtschaft «Zum Sternen» in Ohnheim ging es laut her. Im Kalender stand: «An II de la République Française, Liberté, Egalité, Fraternité». Das Revolutionsjahr 1794. Die neuen Ideen hatten die Leute erfasst, sie diskutierten für und wieder, sahen in ihnen Gutes und Schlechtes. Die einen lobten die Freiheit, die Abschaffung des Zehnten und der hohen Steuern, das Zerbrechen aller Ketten, die anderen machten auf das Schlechte aufmerksam: kein Halt ist mehr da, kein Band, keine Autorität! Besonders konnten die meisten die Abschaffung der Religion und den Kultus der Vernunft nicht verstehen, sie wollten die Schliessung der Kirchen und die Verfolgung der Priester nicht dulden. Zu sehr waren sie im christlichen Sein verwachsen, und ihre Ueberzeugung konnte nicht überwunden werden. Heimlich lasen die Priester doch die Messe, irgendwo in einer Scheune, und ein Schrank diente als Altar. Die Religion der Väter konnte nicht vernichtet werden.

Ein paar bedachte Männer sassen an einem Tisch für sich, rauchten und tranken ihr Bier. Der Siedler Karl mit festgezeichneten, energischen Zügen, starker Nase und engem Mund meinte:

«Was bedeuten uns die Ideen der Revolution? Lasst uns doch in Ruhe mit dem Zeug, wir wissen ja nichts damit anzufangen.»

«Wir müssen ja doch», meinte ein anderer, «Tag um Tag arbeiten, dass wir unsere Familie durchbringen, dass wir ein paar Sous haben; aber das mit dem Papiergeld, den Assignaten, gefällt mir nur halb. Da habe ich die Ideen der Freiheit und Gleichheit doch lieber.»

«Ja», erwiderte Siedler, «aber wir begreifen sie kaum. Seht nur unsere Hände an, und so sind auch unsere Gedanken, grob, ungebildet und rau. Diese Ideen bedeuten vielleicht sehr viel, bringen vielleicht eine neue Welt und eine neue Ordnung mit sich.»



L. Haffen

St. Ludan bei Hipsheim

«Aber das geht nie ohne viel Blut ab», warf ein alter Graukopf dazwischen. Jetzt schon fließt auf der Guillotine bedenklich viel Blut, und wir stehen im Krieg mit der halben Welt. Was noch kommen wird, wissen wir nicht.»

«Das mit der Freiheit scheint auch nicht so recht zu stimmen. Warum verfolgt man denn die Priester und lässt uns nicht in die Kirche gehen?»

«Nicht zu laut», mahnte ein Bedächtiger.

«Ich meine», nahm Siedler Karl wieder das Wort, «unsere Kindeskinde werden vielleicht der Freiheit einmal froh, sie werden die Ideen, die jetzt in die Welt geschleudert werden, verwenden können und in einem freien Lande glücklich sein. Ich wünsche es, aber auch dann werden sie Hindernisse genug antreffen. Die

Welt kannte nie dauerndes Glück, und das Leben hiess immer kämpfen. Wenn sie es besser haben als wir heute, die wir uns ducken müssen, so soll es mir recht sein; dann will ich auch gerne etwas auf mich nehmen.»

*

Es ging gegen Abend. Jean-Baptiste Siedler stampfte den Grund von den Schuhen, nahm die Hacke auf den Rücken und wandte sich zum Gehen, aber die kleinen Augen waren hell, und um den Mund blitzte ein schalkhaftes, frisches Lachen. Er hatte in der «Au» gearbeitet und wollte nach Hause zum Viehfüttern.

Es war in den Jahren vor 1870. Arbeit und Friede waren die Leitmotive und sangen in immer gleichem Rhythmus ihre vollen Akkorde. Die grosse Strasse war immer belebt, von den Erntewagen der Bauern wie von den schweren Frachtwagen und den Weinfuhren; seit 1841 aber hatte sie eine Konkurrentin, die Eisenbahn; tagaus, tagein ratterten die Züge pfeifend und rauchend durch's Land. Man hatte sich längst an sie gewöhnt und hatte seinen Spass an ihnen. In Grafenstaden hämmerte die Maschinenfabrik und verlangte immer mehr Arbeiter; einige junge Leute von Ohnheim scheuten den vier Kilometer weiten Weg nicht, um dort ihr Brot zu verdienen. Die Felder waren gut bestellt, reiften stets ihre Früchte, einmal mehr, einmal weniger. Zu einem grossen Teil auch arbeiteten die Ohnheimer, und Jean-Baptiste ebenfalls, als Hausweber an ihrem eigenen Webstuhl und suchten auf diese Weise mehr Geld ins Haus zu bringen. Die Bevölkerung wuchs, Ohnheim hatte über 400 Einwohner. Neue Häuser in stattlichem Fachwerkkleide erstanden, an denen man seine Freude hatte.

Jean-Baptiste blieb stehen und schaute gegen sein Dörfchen: dort waren emsige Hände beschäftigt, die letzten Arbeiten am Bau der Kirche vorzunehmen, die schon seit einigen Jahren stand, nun aber fertiggestellt wurde und in Bälde eingeweiht werden sollte. Dem hl. Amandus war sie geweiht, dem Apostel des Elsasses, dem ersten Bischof von Strassburg. Der viereckige Kirchturm war schön emporgewachsen und sein hohes Schieferdach leuchtete. Es war eigentlich ein froher Blick von Kirche zu Kirche, von Dorf zu Dorf: Felder, Wiesen, Bäume, Wege, darüber spannt sich der blaue Himmel, und die Glocken geben sich Antwort herüber und hinüber.

Eigentümlich zukunftsfröhlich war Jean-Baptiste Siedler bei diesem Anblick. Die Freude durchdrang ihn, diesem Fleckchen Erde anzugehören, dessen einfache Schönheit ihn belebte, diesen Boden zu bebauen, der zwischen den Dörfern liegt, und die engen Bande zu fühlen, die ihn und

seine Familie an ihn knüpften. Frohgemut ein Volkslied summend, schritt er seinem Dörfchen zu.

*

An der Hand meines Vaters kehrte ich von einem Besuch beim Grossvater nach Fegersheim zurück. Es war in einem der letzten Jahre vor dem Weltkriege, die mir heute in der Erinnerung so glücklich und ungetrübt vorkommen. Ich war noch ein junger Bub und machte den Weg öfters, da wir in Fegersheim im Elternhaus meiner Mutter die Ferien verbrachten.

Mein Grossvater, Jean-Baptiste Siedler, war ein gebeugtes, zusammengeschrumpftes Männchen, ein altes, charakteristisches Bäuerlein. Ich sehe ihn immer mit dem braunen, gestrickten Wollgilet, dem faltenreichen Gesicht, dem breiten Munde und den schmalen Lippen. Die rauen Hände waren knotig, und die Knöchel und Adern traten hervor. Lachen konnte er noch, die Zahnstummel entblössten sich, und doch sah man, dass ihn das Leben mit harten Händen geknetet hatte. Er aber hatte sich wacker gehalten; seinen ältesten Sohn hatte er Lehrer werden und sich die Opfer nicht verdriessen lassen, denn das Geld war damals knapp unter den Leuten. Den Abend seines Lebens verbrachte nun der Grossvater im alten, ärmlichen Häuschen, das weiss und unscheinbar, aber freundlich mit grünen Läden in die buckelige Dorfstrasse schaut.

Ich schritt an der Hand des Vaters und hörte ihm zu, was er mir über sein Heimatdorf erzählte und über unseren Familiennamen. Früher, sagte er, wurde der Name auf verschiedene Weise geschrieben, Siedeler, Siteler, Sydlar oder Sidler, so wie es die Leute gerade am besten fanden; erst im letzten Jahrhundert wurde die heutige Form festgelegt, und es ist nicht gerade die beste, den sie hat den Namen entstellt. Doch wir bleiben ja die Siedler, die Ohnheim gegründet haben vor langen, langen Jahrhunderten.

Vor uns dehnte sich im Abendlicht das Strässchen, von Birnbäumen umrahmt. Der Kirchturm von Fegersheim wuchs spitz und schlank in den Himmel. Dahinter zeichnete sich die schwarze Reihe der Berge dunkel gegen den hellgelben Horizont, der Odilienberg vorn dran, den ich am frühesten kannte, und weiter südlich der Kegel des Ungersberges. Die Felder wurden dunkel und flossen in den Wald über. Von irgendwoher kam das trockene Knarren eines beladenen Wagens; es roch nach frischgemähtem Klee und dann nach Heu.

Friede atmete die Erde, und ich empfand ein solches Gefühl des Geborgenseins in mir, eine solche Ruhe, denn ich war mitten in der Heimat-erde zwischen Vater und Mutter. Mit Freude verbrachte ich hier die Ferien. Die Arbeit der Bauern gefiel mir, und ich half auch in späteren



Photo Jap

III bei Sermersheim

Jahren noch gerne mit. Unbewusst fühlte ich damals schon: hier ist deine Vätererde. Die alt-ingesessene Festigkeit der Bauern meiner Ahnen wuchs in mich.

*

Und nun sind die Väter schlafen gegangen. Den Grossvater hat des Todes Sense mitten im Weltkrieg mit vielen anderen gemäht. Ein einfaches Holzkreuz zeichnet sein Grab auf dem kleinen Friedhof von Ohnheim. Ich habe immer das Kreischen der eisernen Kirchhofsüre in den Ohren, und nachher umgibt einen lautlose Stille, nur aus der Ferne irgendwoher hallen verschwommene Laute.

Und nun deckt auch den Vater die Erde. Noch während seiner Krankheit half er mir an einer Arbeit über Fegersheim-Ohnheim, kramte seine Erinnerungen aus und hatte seine Freude am Resultat. Leider habe ich es vernachlässigt, ihn über vieles zu fragen, was ich noch gern gewusst hätte. Wenn mein Vater auch in den letzten Jahren wenig mehr in sein Heimatdorf kam, so war er ihm in Gedanken treu, war er seiner Erde treu. So wie sie ihn geschaffen hatten, lebte er: als Mann der Pflicht, die er über alles setzte. In ihr ging er auf und ihr opferte er selbst seine eigenen Ideen. An die vierzig Jahre lang gab er Hunderten von Buben die notwendigen Elemente des Lebens in die Hände. Mehr als nötig arbeitete er, und nicht um Ehre oder Lob, sondern aus Pflichtgefühl, aus Charakter. Und wenn er manchmal gegen unsere jugendliche Oberfläch-

lichkeit und unseren Leichtsinn in der Auffassung des Lebens eiferte, so weiss ich, dass es bei ihm ein spontaner Trieb war; denn bei meinen Verwandten, die noch den Boden beackern, sah ich nie, dass eine Arbeit nur ums Halbe, dass sie nicht «exakt» gemacht wurde. So war mein Vater.

*

Ich habe den Ahnen in den Kirchenbüchern nachgeforscht: bis zu deren Beginn im Jahre 1685 sitzt meine Familie auf Ohnheim und Fegersheimer Boden, die beide vor dem Jahre 1000 entstanden sind; in älteren Akten geht der Name der Siedler bis weit ins 16. Jahrhundert hinauf. Woher kamen sie? Welches war ihr Leben, ihr Kämpfen? Nur eines weiss ich sicher: sie alle waren Arbeiter der Erde, Bauern, Fischer, Weber, Handwerker durch die Jahrhunderte. Sie alle, die Unbekannten und Vergessenen hielten in Kampf, Weh oder Freude am Boden fest.

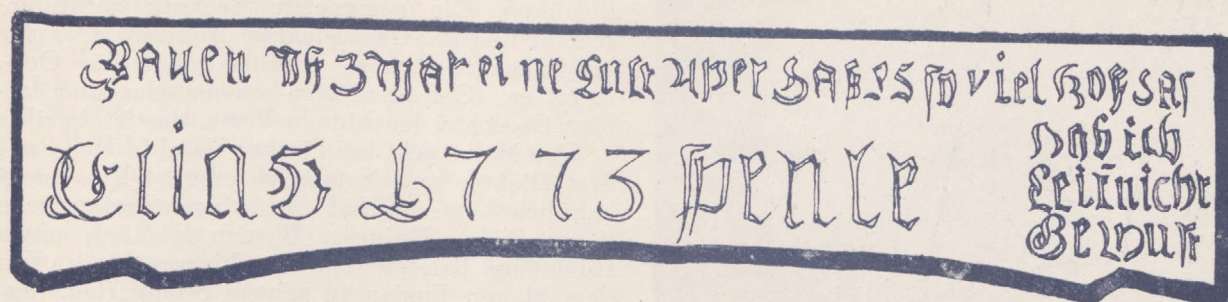
Wenn ich auch nicht auf der Scholle geblieben bin, so fühle ich doch diese Erde als mein. Sie besitze ich durch meine Väter, die dem Elsass gehörten. Sie verdiene ich durch meine Arbeit. Und dieses ist mein Bekenntnis: Hier wo meine Väter lebten, ist meine Heimat. Ihr gehört meine ganze Liebe und mein Streben. Und so kann ich wiederum meine Ahnen leben und ihnen treu sein.

Nur ein Glied in der Kette bin ich. So wie ich das Leben erhielt, gebe ich es weiter. So wie die Ahnen bin auch ich Siedler auf elsässischer Erde.



A. Fischer

Griesbach



Münstertäler Hausinschrift auf Sässerle

F.F. FISCHER

Im Zick und Zack durchs Münstertal

Federzeichnungen von Alfred Pfleger

In seiner Schöpferlaune hat unser Herrgott die Fülle der schönsten Gaben über die Vogesen-täler ausgeschüttet. Wie Edelsteine leuchten sie in der Zackenkronen unserer Berge. Wohl hat ein jedes dieser Täler seine besonderen Reize und Schönheiten, doch trägt das hintere Münstertal ob seines Hochgebirgscharakters nach allgemeinem Urteil den Preis davon.

Im hintersten Winkel des Tales hatte vor dem Kriege Hans Karl Abel sein Künstlerheim aufgeschlagen, um dem Rauschen der Quellen und der stummen Zwiesprach der Berge zu lauschen. «Dort, wo die Vogesen mit blauen, wie mitten im Gewoge erstarrten Kämmen in eine köstliche, vom frischen Odem zahlloser Quellbäche erfüllte Luft hinauffragen, herrscht eine Kühle, die das Herz ruhiger schlagen macht, die vergessen lässt», schildert er das stille Tal. Seine stimmungsvollen Bilder und Gedichte in dem feinen Büchlein «Was mein einst war» (1916) sind wohl das Schönste, was je über das Münstertal geschrieben worden ist. Daraus spricht die Seele der Berge selbst.

Die nachstehenden Skizzen wollen nicht mit den dichterisch empfundenen, persönlichkeitsgetränkten Schilderungen Abels in Wettbewerb treten. Sie sind nur dem ehrlichen Wunsche entsprungen, Land und Leute des Gregorientales etwas tiefer kennen zu lernen, als es bei raschen Wanderungen zwischen zwei Zügen geschehen kann. Bei längeren Aufenthalten an Ort und Stelle entstanden oder aus Tagebuchaufzeichnungen zusammengestellt, wollen sie nur eine Art Rechenschaftsbericht sein und ein nachträglicher Dank für Stunden reiner Freuden und kräftiger Erholung in den balsamreichen Wäldern und auf den besonnten Höhen des lieben Tals.

* * *

Beim Maler des Münstertals

Heute gilt mein Besuch dem Maler des Münstertals. Hat doch bald ein jedes unserer Vogesen-täler so etwas wie seinen staatlich approbierten Leibmaler. Das Weilertal ist stolz auf seinen René Kuder, Robert Kammerer hat das Sankt Amarintal mit Beschlag belegt, Albert Thomas schildert das Tal der Zorn, und Auguste Dubois streicht das Breuschtal heraus. Der anerkannte Maler des Münstertals ist der Strassburger Künstler Alfred Fischer geworden.

Er hat das Erbe des Frankfurters Rudolf Gudden angetreten, der sich im Jahre 1909 sein Malerblockhaus auf dem Kamme der Hochvogesen gebaut hatte. Weil es sich wie ein Holzbock auf dem sturmtostenden Eselrücken unterhalb des Hohnock an die Felsen klammerte, hatte er es Haus Zeck getauft. Der Kriegssturm hat das kühne Malerhäuslein mitsamt den Melkerhütten und Bergscheuern wie Spreu hinweggefegt. Doch geblieben ist die unwandelbare Schönheit des Hochgebirgs und seiner tiefeingeschnittenen, von wilden Tobeln zerrissenen Täler. Ihrem herben Zauber ist der farbentrunkene Maler Fischer unrettbar verfallen.

Um seinen heissgeliebten Bergen und wetterharten Gebirglern stets nahe zu sein, hat er sich im anmutigen Mühlbach hinter Münster angesiedelt und oben auf der Butzmatt am Zellenberg-buckel ein vorbildliches Malerheim geschaffen, einen gefälligen Rustikabau aus grauem Granit mit hohem, blauem Schieferdach, der sich mit satten Behagen auf den grünen Bergmatten breit macht.

Wie ich, auf zierlichem Holzsteg das Runzbächlein überschreitend, das Häuslein vor mir sehe, fallen mir Goethes Gartenhausverse ein:

Uebermütig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus.



A. Fischer

Haus Butzmatt

Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein froher Mut beschert.

Auch heute ist das wieder der Fall. Jedesmal gehe ich glücklich und innerlich reicher von hier fort. Freund Fischer ist nicht bloss einer von den vielen, die den Pinsel in Farben tunken, er versteht es auch, andern den Star zu stechen und die Augen zu öffnen für die unendliche Schönheit und Farbigkeit der lieben Erde. Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, sieht er in allen Naturerscheinungen und Lebensäusserungen der Gottheit ewige Zier, deren holden Widerschein er im Bilde festzuhalten sucht.

Zu der breiten, nach Süden geöffneten Fensterfront seines mit gutem Geschmack eingerichteten Studios schauen die ernsten Bergriesen herein und der Alpenwiesen blendendes Grün. Für den Augenblick fesselt sein trunkenes Malerauge das lichte Wunder der Kirschbaumblüte, die alle Hänge mit weissem Schaum überflutet. Das unnachahmlich Zarte und Duftige dieses Blütenmeers wie in einem kristallinen Spiegel einzufangen, darum ringt er in heissem

Bemühen. Die geeignetste Technik dafür erscheint ihm das durchsichtige Aquarell oder das hingehauchte Pastell. «Das ist nichts für Oel», meint er, «Oel ist viel zu schwer. Das sind farbige Gedichte, leuchtende Verse, das ist Lyrik!»

Der Maler geht bei Fischer Hand in Hand mit dem Dichter und Naturschwärmer. Ob er nicht heimlich Verse macht? Auf seinem Studiertische liegen Rilkes Duineser Elegien friedlich neben Hölderlins Briefen und Kirschlegers Flora. Von dem blauen Enzian in seinem Steingarten, dessen schlanke Kelche sich eben sehnsüchtig der Frühjahrssonne öffnen, spricht er mit der gleichen Begeisterung wie von dem feurigen Sonnenrade, das still und gross über die ewigen Berge rollt und das Tal in goldenen Frohsinn taucht.

Wie freue ich mich, an der Hand eines solchen Führers die Schönheiten des Münstertales kennen zu lernen!

* * *

Das Martinsbrünnlein am Braunkopf

Es war am Ostermontagsmorgen, als ich den wenig bekannten Martinsbrunnen entdeckte. Mein freundlicher Tischnachbar im Hotel Mittelberg, ein Strassburger Kaufmann, der sich im Münstertal auskennt wie in seinem Kontobuch, hatte mich darauf aufmerksam gemacht. Der Brunnen liegt am Karrenweg von Metzeral nach dem Braunkopf, ein wenig oberhalb des Steinbruchs.

Bald hatte ich das Brünnlein gefunden. Unter dem gewachsenen Felsen schlüpft silberhell die Quelle hervor. Zwei rohbehauene Granitplatten bilden einen natürlichen Trog, daraus ein sanft murmelndes Rünzlein über den Weg hinweg den Abhang hinunter dem Luttenbächlein zueilt. Am Brunnenrande blüht herb schmeckende Brunnkresse.

Es ist ein Brünnlein wie andere Brünnlein auch. Doch da fesselt mein Auge eine von Wind und Wetter halb verwaschene Inschrift auf kunstloser Holztafel. Mit freudigem Staunen lese ich den Spruch des «Martinsbrunnens»:

Wenn alle Wässerlein fliessen,
So soll man trinken.
Es fliesst das Wasser für jeden Mann,
Drum trinket alle jung und alt.
Es ist doch besser als Alkohol,
Nun trinket alle auf unser Wohl.
Das liebe Vieh trinkt auch doch gern
Von unserer guten Martinsquell.

Ich sehe in dieser schlichten, unverfälschten Aeussderung der Volksseele ein Zeugnis dafür, dass der Born des Volkslieds auch heute noch nicht ganz versiegt ist. Wer ist der Verfasser des

jungen Brunnenspruchs? Sicher ein Mann, der gerne trinkt und singt. Oder sind es mehrere? Die Wendungen «unser Wohl, unsere Martinsquelle» lassen darauf schliessen.

Bald bin ich aus dem Wunder. Ein glücklicher Zufall führt mir den Volksdichter in der Person des Metzeraler Kantoniers Martin Kempf zu. Er erzählt mir, wie er die Quelle fand, als er nach dem Krieg den Weg auf den Braun wieder instandsetzte. Er fasste sie für die Bedürfnisse seiner Arbeiterkolonne und errichtete daneben eine birkenen Ruhebank, die rohe Hände seitdem zerstört haben. Das herrliche Wasser mundete den im Sonnenbrand arbeitenden Männern so gut, dass der sangesfrohe Wegewart beschloss, das liebe Brunnlein zu taufen und mit einer Inschrift zu zieren. Nach dem Muster des Fackybrunnleins am Rotenburn und des Chrisantibrunnens am Schnepfenried nannten sie es den Martinsburn, da nicht weniger als sechse der Gruppe auf den Namen Martin hörten.

Kempf selbst verfasste den Spruch. Die ersten Zeilen lieferte das alte Volkslied von den «Brunnlein, die da fliessen». Nachts im Bette liess ihm die Fortsetzung keine Ruhe. Unruhig wälzte er sich hin und her, sodass seine Frau aufbegehrte: «Was hasch denn d'ganz Zit ze brumme?» Endlich stand der Spruch fertig da und wurde sauber auf Holz gemalt. So entstehen Volkslieder.

Mit einem Hoch auf den wackern Volksdichter verbinden wir den Wunsch, die vergängliche Brunneninschrift in Stein verewigt zu sehen. Das wäre eine dankbare und nicht allzu kostspielige Aufgabe für die Ortsgruppe Metzeral des Vogesenklubs. Sie dürfte des Dankes der Vogesenfreunde und aller Liebhaber echter Volkskunst sicher sein.

* * *

Der Atthalinbrunnen am Emmenrain

«Da ist gleich hinter Metzeral ein Brunnen zwischen alten Linden. So vertraulich, so heimelig hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden», ist man versucht im Wertherstil zu schreiben. Es ist das Brunnlein am Emmenrain.

Es liegt an der Südseite des Emmbuckels an der Strasse nach Sondernach, gleich hinter der neuerstandenen Emmkirche. Durch ein Eisenrohr in der Hügelwand sprudelt der silberne Wasserstrahl in einen schlichten Holztrog. Hundertjährige Linden beschatten den Quell mit ihrem kühlen Blätterdach. In dem Eisenhagel, der im grossen Kriege jahraus, jahrein über sie hinbrauste, haben die Bäume kaum merklich gelitten. Liebevollen Händen haben auf der gegenüberliegenden Strassenseite zwischen jungen Linden eine Ruhebank errichtet, darauf sich der müde Wanderer, der vom Hilsenfirst oder Lauchenkopf herab



A. Fischer

Das Atthalinbrunnlein

kommt, ausruhen kann, wenn er den Staub von der schweissbedeckten Stirne weggebadet und sich mit einem frischen Trunk erquickt hat. Denn des Brunnleins Wasser gilt weit und breit als das beste und gesündeste.

Da fällt ihm eine beschriftete Steintafel über dem Ausflussrohr auf. Noch sind die Züge der Inschrift gut leserlich: Fontaine ATHALIN. Faite par Mr. Ruhland, Maire de Munster 1844. In den vier Winkeln stehen übereck die Lettern M. B., M. L., M. S., I. S.

Demnach ist der Brunnen vor rund hundert Jahren zu Ehren des aus Colmar gebürtigen Generals Louis Marie Jean-Baptiste Atthalin (1784—1856) errichtet worden. Der tapfere Krieger war aber in seinen Mussestunden auch schaffender Künstler, dem wir manch schönes Blatt in Schweighaeusers «Antiquités d'Alsace» verdanken. Dieser Ruhm «glänzet heller — und verdient es — schöner als Lorbeer, die Blut entschimmert» (Klopstock). Ein schlichteres und stimmungsvolleres Denkmal hätte sich der Künstler-General in

seinen kühnsten Malerträumen nicht wünschen können.

Ein volkstümlicher Held und Künstler ist Baron Atthalin, der oft und gern im gastlichen Hause des Fabrikanten Hartmann zu Münster verkehrte, nie geworden. Deshalb hat auch die Bezeichnung Atthalinbrunnen im Herzen des Volkes nicht Wurzel geschlagen. Das Brunnlein heisst heute wie vor hundert Jahren noch immer «Der nöij Burne».

* * *

Auf dem Altmattkopf

In leichtgeschwungenen Kehren erklettert der Fahrweg, der, an der evangelischen Kirche in Mühlbach die Talstrasse verlassend, zum Hotel Mittelberg und zum Sattel hinaufführt, die Höhe des Röspel. Beim verlassenen Steinbruch oberhalb der letzten Häuser der Haul biegt ein Weg nach links ab und zieht sich über den Sattelleinschnitt des Brauns ins hintere Luttenbachtälchen gegen Gaschney und über den Sillackerkopf nach Schiessrotried.

Eine noch schütterere Grasnarbe überzieht die schroffen, mit klotzigem Steingetrümmer bedeckten Halden des Altmattkopfes. Der Name erinnert an die Zeiten, wo durch Brennen wie auf dem Braun (Brein) oder durch Roden seine Kuppe des Waldes beraubt und in eine Weidetrift umgewandelt worden ist. Im Frühjahr macht er den Eindruck einer trostlosen Urzeitlandschaft. Hier mögen sich die Berggeister und Hexen heimisch fühlen und in der verrufenen Walpurgisnacht sich die wahllos zerstreuten Felsblöcke als Spielbälle zuwerfen. Noch fehlt ausser Birkengrün und Wachholderborst jeglicher Pflanzenwuchs. Nur magere Hungerblümchen und weisser Steinbrech durchstossen als Vorboten der guten Jahreszeit die dünne Humusschicht.

Wie ganz anders sieht der öde Altmattkopf im Sonnenbrande des Hochsommers aus, wenn der gelbe Pfeilginster einen lichten Glorienschein um sein kahles Haupt webt! Da bricht es wie eine goldene Flut ins Tal herein, die unaufhaltsam von Bergen niederrauscht. Rammelse nennen die Melker wegwerfend das keinnütze Kraut, welches das Weidvieh verschmäht. Sonntagskinder jedoch bleiben stumm und verzückt vor den goldverbrämten Rainen stehen. Da leuchten die Höhen, soweit das Auge reicht, in satter Pracht, alle unbewaldeten Gipfel werden zu lodernden Flammen. Und wenn zwischen den Feuerbächen des Flügelginsters und den schwarzen Granitblöcken noch die weissen Geissen von Mühlbach sich tummeln, ist es ein Bild von überwältigender Schönheit. Es in Worten zu malen, müsste man Augen und Zunge eines Künstlers von Gottesgnaden haben.

Doch vorderhand ist das nur ein Sommertags- traum. Eben zieht ein Frühjahrsgewitter über die Rotenbächerköpfe auf. «Wenns dunnet uf die blutte Hirst, kummt 's Vieh spot uf d'First», lautet ein bekanntes Wort der Talbewohner. Einstweilen fehlen im Landschaftsbilde noch die ruhig äsenden Kühe mit ihrem melodischen Glockengeläute, es fehlen die übermütig kletternden Ziegen, es fehlt der leuchtende Blüten- teppich des Ginsters und der betörende Duft des Thymians. Aber schon trillern Lerchen in den Lüften, und im Luttenbachtälchen grünet das Hoffnungsglück der Glockenblumenmatten.

Trotz des Verbots, die Wiesen zu betreten, räumen Scharen von Ausflüglern unter den hier wachsenden wilden Narzissen auf. First- oder Glockenblumen nennt sie das Volk, in der Ebene draussen hiessen sie Tanzpüpple. Eben kommt singend und jauchzend ein Trupp Dorfbuben daher, ein jeder trägt an einem langen Stecken an die zehn Buschen, die sie nach Münster und Colmar um 50 Centimes das Büschel verkaufen. Bald werden hinten am Steilhang von Schisseren die goldgelben Kugeln der Klotzblumen (Trollius) leuchten, denen nicht minder nachgestellt wird.

Blumenfreude ist schön. Aber durch das planlose Abgrasen und gewinnsüchtige Verkaufen droht unserer Bergflora das Aussterben, wenn wir nicht wie im Schwarzwald eine staatliche Verordnung zum Schutz der heimischen Pflanzenwelt erhalten, die das Abreissen, Ausgraben und Feilbieten geschützter Pflanzen unter Strafe verbietet. Aufgabe des Vogesenklubs wäre es, solch gesetzliche Vorschrift bei den zuständigen Stellen zu erwirken und, mit Abbildungen versehen, auf allen Bahnhöfen anzuschlagen. Wenn in abschbarer Zeit hierin nichts geschieht, ist es mit der Pflanzenherrlichkeit der Vogesen bald vorbei.

Oben war von der Schisserenferme die Rede. Daran knüpft sich ein loses Geschichtlein. Eine der früheren Hofherrinnen stammte von Mühlbach. Als sie ihr alter Pfarrer Schillinger, der Grossvater Dr. Albert Schweitzers mütterlicherseits, einmal in Metzeral traf, fragte er sie: «Wo bisch denn jetz, Catherine?» — «Eh, i kät's nit guet sage, Herr Pfarrer, i bin uf — — Bü — Büp- pere, mit Salvaveni ze rede!» — Die gute Frau ahnte nicht, dass der Name ihres Hofes aber auch gar nichts mit der anrühigen und doch so ungeheuer notwendigen Tätigkeit unseres Körpers zu tun hat. Er bezeichnet nur die abschüssig am Berghang gelegene Ferme.

* * *

Von der Talleute Art und Tracht

Wen das Münstertal einmal in seinen Bann- kreis gezogen hat, den lässt es so leicht nicht wie-



A. Fischer

Auf der Altmatt

der los. An unsichtbaren Fäden zieht es ihn dahin zurück wie Melusine zu ihren Schwestern. Die Schönheit seiner wilden Bergwelt ist zu verführerisch. Wohin die Augen blicken, entdecken sie mit Staunen stets neue Wunder. «Gregoriental ist wie der Himmel schön, in lauter Licht zerfliessen Tal und Höhen», möchte man mit dem Dichter ausrufen. Das wissen die leichtgewandten und schwerbeschuhten Wandervögel, die allsonntäglich seine blühenden Hänge und grünen Gipfel bevölkern.

Ob wohl die ernsten Talbewohner die Hochlandsehnsucht und Naturschwärmerei der Städter verstehen? Für sie ist die altgewohnte Welt der Berge kein märchenhaftes Sommersonnenparadies. In harter Fron müssen sie dem steinigen Boden des Lebens Notdurft abgewinnen. Ihr Blick ist mehr erdwärts gerichtet, wenn sie den Dung für ihr mageres Aeckerlein im Hobbüttchen den Berg hinaufschleppen oder das duftige Heu der Hochwiesen in grossen Tüchern tiefgebeugt zu Tale tragen. Die schwere Arbeit stählt die Muskeln und erzieht einen Menschenschlag, der zäh und ausdauernd ist wie ihre Steinesel, welche die grössten Lasten tragen, ohne zu murren. Da vergeht einem die Lust zu munterm Schwatz und Scherz. Man wird still und ernst wie die Berge ringsum, langsam und bedächtig in den Bewegungen und in seinen Entschlüssen ruhig und nachdenksam.

Von der kargen Natur zu Fleiss und Sparsamkeit gezwungen, sind diese Bergbauern einfach und bescheiden in ihrer Lebensweise, treu und redlich gegen den Nachbar, etwas zurückhaltend und verschlossen gegen den Fremden, doch gast-

frei und gefällig, wenn sie in ihm den wohlmeinenden Freund erkannt haben. Die peinliche Ordnung und Sauberkeit in Haus und Hof beherrscht auch die Beziehungen von Mensch zu Mensch. Unwillkürlich denkt man an die klassische Schilderung der fest am Alten hangenden Bergbewohner:

So wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fliessen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.

Wohl wachsen auf den Hochweiden noch die gleichen nahrhaften Kräuter, wohl rauschen die Brunnen immer noch das uralte alte Schlummerlied, und auch der Charakter des Münstertälers ist sich im Laufe der Jahrhunderte unverändert treu geblieben. Aber in der Väter Brauch und Sitte ist ein starker Wandel eingetreten. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit. Seitdem die Eisenbahn das abgeschiedene Tal, wo nach dem Volksmund die Welt mit Brettern zugenagelt war, dem Verkehr und der Industrie erschlossen hat, ist ein Stück nach dem andern vom alten Brauchtum abgebröckelt. Der alles verheerende Krieg, der Ausbau des Strassennetzes, das Aufkommen der Kraftwagen und der zunehmende Fremdenverkehr haben das Sterben der alten Sitten nur noch beschleunigt.

Zuerst musste die alte Münstertaler Tracht weichen. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts schon stellten die Geschichtsschreiber des Tals J. Bresch und J. Rathgeber ihren

Rückgang fest. Die Männer trugen beim Kirchgang den Dreispitz, einen langen Anglās aus braunem Tuch mit blanken Metallknöpfen, kurze graue Kniehose, lange Strümpfe und Schnallenschuhe. Die Frauentracht hatte damals schon auf bunte Farbigkeit verzichtet. Der weibliche Anzug bestand aus der schwarzen Haube, der Newelkapp, einem kurzärmeligen, schwarzen Tschobe und fussfreien, schwarzen Rocke, darunter rote Strümpfe hervorleuchteten. Die vorn mit einem Schleifchen versehene Haube senkte zwei enganliegende Flügel über die Ohren und wurde mit zwei Bändern unter dem Kinn festgebunden. Das ziemlich ausgeschnittene Mieder lag eng am Oberkörper an und hatte hinten zwei «Schnecken». Den Halsausschnitt verbarg ein zwei- bis dreimal um den Hals geschlungener Seidenschal.

Wenn man Glück hat, kann man an festlichen Tagen noch die eine oder andere Grossle mit der altüberlieferten Haube sehen. In Metzeral tragen sie noch an die fünf, sechs alte Weiblein wie die Besseymutter, desgleichen in Mittlach und Sondernach. In Mühlbach ist die Haube schon ganz verschwunden. Ausgestorben sind auch die riesigen, buntbebänderten Strohhüte. Die als Familienerbstücke noch hie und da aufbewahrten, alten Kostüme erscheinen gelegentlich bei festlichen Umzügen oder Trachtenfesten wie auf der Melkerkilbe in Münster. Doch werden sie auch zu Fastnachtmaskeraden der Jugend herabgewürdigt.

* * *

Abstecher in die Volkskunde

In dem auch heute noch sehr aufschlussreichen Buche «Guide de la vallée de Munster et des Vosges centrales» (Colmar 1871) macht Jean Bresch den Wanderer auf die urwüchsigen Sitten der Talbewohner aufmerksam. War doch zu seiner Zeit das Leben der Bergbauern noch ganz auf sich selbst gestellt und trieb bei den Familienfesten die reichsten Blüten. Leider hat er es unterlassen, das Leben des Volkes bei Freud und Leid selbst zu schildern, und verweist den Wissbegierigen an Meier, Lehrer und Förster als Kenner und Hüter des alten Brauchtums. Mit den Alten ist aber auch dieses ins Grab gesunken, und die Münstertäler Volkskunde blieb leider ein ungeschriebenes Kapitel. Gleichwohl hat mancher sinnige Brauch den Wandel der Zeiten überstanden. Eine kleine Nachlese möge hier folgen.

Am reinsten hat sich das religiöse Brauchtum erhalten, wenn es auch in den konfessionell gemischten Talgemeinden etwas zurückhaltender auftritt als in rein katholischen Ortschaften. Den Palmbesen, der in Metzeral-Sondernach aus Stechpalmzweigen mit roten Beerenfrüchten nebst Segenbaum und Buchs besteht, lassen sich die Knaben nicht nehmen. Höchstens haben die

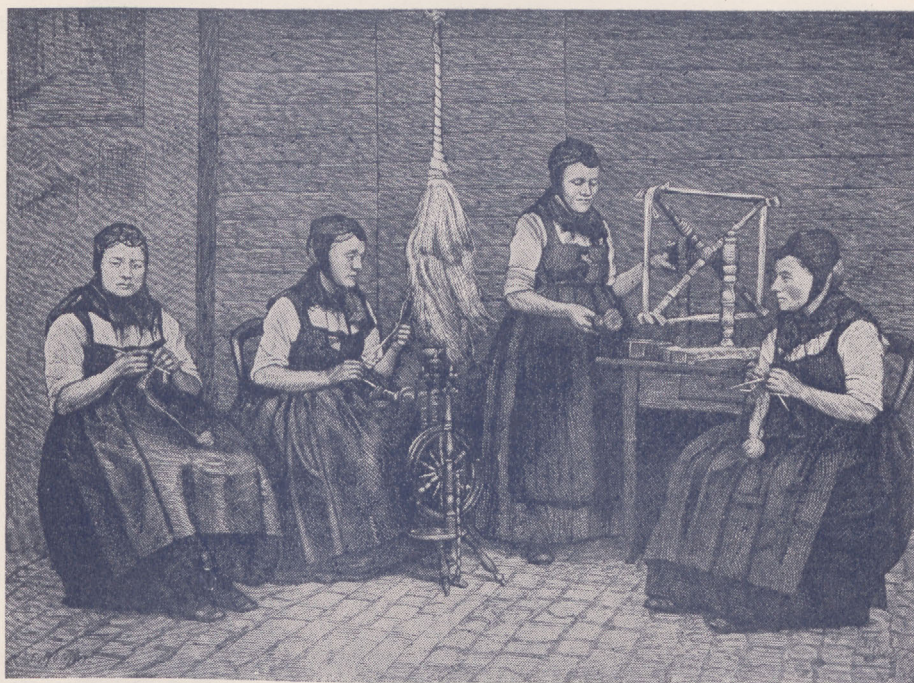
niedern Barackenkirchen der Nachkriegszeit die hohen Stangen unterdrückt, die den Stolz der Buben bilden, doch kommen sie in den stattlichen Kirchenneubauten allmählich wieder zu Ehren. In Mühlbach wird ein ganzer Ilexstamm bis auf die Krone entzweigt, in die Buchs- und Sevenästchen hineingebunden werden. Allgemein hängen an dem Palmbuschen kleine Zuckerbrezeln, die nach der Weihe von den Familienangehörigen gegessen werden. Darin liegt eine unbewusste Erinnerung an die in südlichen Ländern geweihten und verspeisten Oliven. Auch wird der geweihte Palmbesen die Charwoche über nicht im Hausgarten aufgestellt, sondern gleich in Haus und Stallung verteilt. Im katholischen Mittlach bleibt er bis zum Ostersonntag im Garten stehen, wer ihn ins Haus bringt, hat das Ostereierrecht. Auch werden da drei Haselruten in den Palmbesen gebunden, welche die Melker auf die Hochweiden mitnehmen, damit das Vieh vor Absturz und Krankheit bewahrt bleibe.

Am Gründonnerstag gab es früher zum Mittagstisch «Sengesselnodle». Das waren in Zigarrenform gerollte und in dünnem Kuchenteig gebackene Brennesselblätter. Das altüberlieferte Gründonnerstagessen aus neunerlei grünen Gemüsen und Kräutern besteht zum Teil heute noch.

Wenn man Karfreitags an den Tannen und Fichten «Bilharz» abzapft, das ist, die mit Harz gefüllten Rindenbeulen aufsticht und das honiggelbe Harz in Fläschchen sammelt, so bleibt es das ganze Jahr über flüssig. Das an andern Tagen eingesammelte stockt sich und wird hart wie das mit der Luft in Berührung gekommene Harz. Beulenharz gilt als ein vorzügliches Mittel für Wundbehandlung, es wirkt aseptisch. — Am Karfreitag soll man sich nicht rasieren noch die Haare schneiden lassen, sonst werden Haar und Bart grau. — Wilde Narzissen, an diesem hochheiligen Tage in den Garten verpflanzt, ergeben gefüllte Spielarten.

Am Ostersonntag schon bereiten die Kinder ihre Nester für den Osterhasen. Ein Zweiglein Buchs aus dem Palmbuschen kommt in das mit gelben Firstblumen herausgeputzte Moosnest, damit der Eiersegen ja reich ausfalle. Als es zum Nachtessen noch allgemeine Kartoffelsuppe gab, stellten die Kinder ihren Teller mit einem Rest neben das Nest, damit der Hase auch was zu fressen habe. Am Ostermorgen war richtig der Teller fein säuberlich ausgeleckt und das Nest voll bunter Eier. Mit grellen Farbflecken beklebte Papierschnipfelchen zeugten von der Anwesenheit und stillen Arbeit des Osterhasen. Am Ostermontag kegeln die jungen Burschen grosse Brettstellen aus.

Bemerkenswert ist die Salzweihe in Mittlach am Dreifaltigkeitssonntag. Neben den Salzteller wird ein Strauss aus Gichtrosen (Paeonia), Lieb-



Münstertäler Spinn- und Strickstube

stöckel (*Levisticum*) und Walwurzel (*Symphytum*) gelegt, der nachher unter das Viehfutter kommt. In der Fronleichnamsoktav werden Kränzchen aus Muertergotteskrüttele (*Sedum*) und Katzetöple (*Gnaphalium dioicum*) geweiht, die in Stallung und Immenhaus aufgehängt werden. In Kammer und Stube kommen gewöhnlich nur Kränzchen aus blau- oder rotweissen Papierrosen.

Wenn gegen Pfingsten die Schneenester in den Schründen am Nächstebühl und Kastelberg verschwinden, beginnt das «Wandeln» des Viehs, der Austrieb auf die Berge: «Wenn's Schneefald üsener geht, gehn d'Kiah uf d'Weide». Dabei treten bei den katholischen Melkern die im Palm-buschen geweihten Haselruten in Tätigkeit. Bei der Ankunft in der Melkerhütte werden Vieh und Stall «breicht», d. h. mit den geweihten Palmen, Teilchen der Osterkerze und Weihrauch beräuchert, wobei das Sankt Johannesevangelium gebetet wird, ebenso bei der Heimfahrt im Herbst.

Nach meinen Feststellungen scheint in Melkerkreisen der Glaube an die Zauberkraft des Allermannsharnischs (*Allium victorialis*), den zu Breschs Zeiten die Berghirten gegen Behexung des Viehs unter die Stallschwelle vergruben, ausgestorben zu sein. Aus der netzfaserigen Zwiebelhülle machte das Volk neun Häute oder Hemdchen und nannte die Pflanze Nünihämmele, Neunhemdchen. Dagegen wird eine andere Knoblauchart, wohl *Allium ursinum* gebraucht, um fremde Kühe von der Weidetrift fernzuhalten. Wenn man den Kühen diese Pflanze füttert oder ihnen

auch nur die Schnauze mit gewöhnlichem Knoblauch einreibt, weidet kein fremdes Tier mehr neben ihnen. Das Ausstocken des Reckholders (*Juniperus communis*), das dem Naturfreund so wehe tut, hängt mit der Verbesserung der Hochweiden zusammen. Die Kühe meiden den rauen Strauch, dessen spitze Nadeln ihnen in Nase und Ohren stechen. Die ausgestockten Sträucher werden für die Kanzdifeuer aufgestapelt oder zum Räuchern des Schweinefleischs aufgehoben. Die reifen Beeren kommen als Würze in die Sauerkrauttonne, seltener werden sie destilliert. Dafür wird den Ringwurzeln (*Gentiana lutea*) umso eifriger nachgestellt, um daraus den würzigen, magenkräftigenden Enzianschnaps zu brennen. Um die gesuchten Wurzeln vor fremden Augen und Händen zu sichern, mähen manche Melker die Stauden auf ihrer Weide vor der Zeit ab. Aus einem andern Grunde wird der Seidelbast (*Daphne mezereum*) in der Nähe der Melkerhütten ausgerottet. Wenn ein Melker oder Käsbube sich an einem andern rächen will, wirft er ihm ein Stückchen Seidelbastholz in den Brunnen-trog. Trinkt das Vieh von dem Wasser oder werden auch nur die Käsetrotten (Formen) darin gewaschen, so ist alle Arbeit und Mühe beim Käsen umsonst. Das Gift der Pflanze wirkt so stark, dass die jungen Käse zu gären anfangen und von Luftblasen hoch aufgetrieben werden. Einmal brachte dieser Teufelsspuk einen Melker fast zur Verzweiflung. Er ahnte wohl die Ursache seiner verpfuschten Käserei, konnte aber keine Spur

von dem gefürchteten Giftholz finden, bis er den Brunnen abbaute und in der Laufröhre den Seidelbastzweig eingeklemmt fand.

Schöner sind die Hochzeitsbräuche in den Talgemeinden. Wenn ein junges Hochzeitspaar im Kästchen öffentlich angeschlagen ist, umrahmen die Freundinnen der Braut das Aufgebot mit einem grünen Kranzgewinde. In Breitenbach sah ich einen flachen, mit roten Rosetten und blauen Schleifen verzierten Kranz aus Efeublättern. Ein andermal sassen rote Schleifchen in den Ecken und dazwischen verteilt rote und weisse Papierrosen. In Metzeral umgab ein runder, mit Vergissmeinnichtchen durchflochtener Kranz aus Immergrün das Heiratsaufgebot. Auch die Kameraden des Bräutigams sind nicht müssig. An seinem Ehrentage wecken sie den Hochzeiter schon in aller Morgenfrühe mit Böllerschüssen. Beim Kirchgang setzt dann ein wahres Trommelfeuer ein. Ist die Braut aus einem andern Dorfe, so wird gespannt, und der Bräutigam muss sich durch ein gutes Trinkgeld loskaufen.

Eine schöne Deutung des Schwalbenrufs hörte ich von einem Manne aus Luttenbach. Am Morgen weckt sie den Schläfer mit ihrem muntern Gezwitscher: «Witt, witt, witt nit erüs? Witt, witt, witt im Bett verfühle?»

Den Beschluss bilde eine schöne, alte Inschrift am Haus Sengele in Sässerle-Breitenbach (Nr. 157) hoch oben am Lameyrücken:

Bauen ist zwar eine Lust,
Aper dass es so vil kost,
Das hab ich leiter nicht gewust.
Elias Spenle 1775.

Beim Neubau des Hauses hatte der heutige Besitzer den löblichen Gedanken, den alten, eichenen Türsturz, in den der Spruch eingemeisselt ist, in die Vorderwand des Hauses einzubauen und so das ehrwürdige Altertum vor dem Untergang zu retten. Sein Beispiel verdient zur Nachahmung empfohlen zu werden. Ein Hoch dem braven Manne!

* * *

Die Zwerge vom Silberwald

Ein Regenschauer prasselt über den Sattelpass nieder. Vom Hohnack her fegt ein steifer Wind düstere Wolken vor sich her. Doch bald schüttet die Sonne ihren goldenen Glanz wieder über das Kleintal aus. Wir sind ja noch im April, der launenhaft bald mit Regen, bald mit Sonnenschein aufwartet.

Aus der Tiefe leuchten die roten Dächer von Stossweier und Sulzeren herauf. Auf den jenseitigen Hängen blinken die weissen Tupfen der wahllos hingestreuten Häuschen von Hohroberg, und darüber zeichnen die kriegszerfetzten

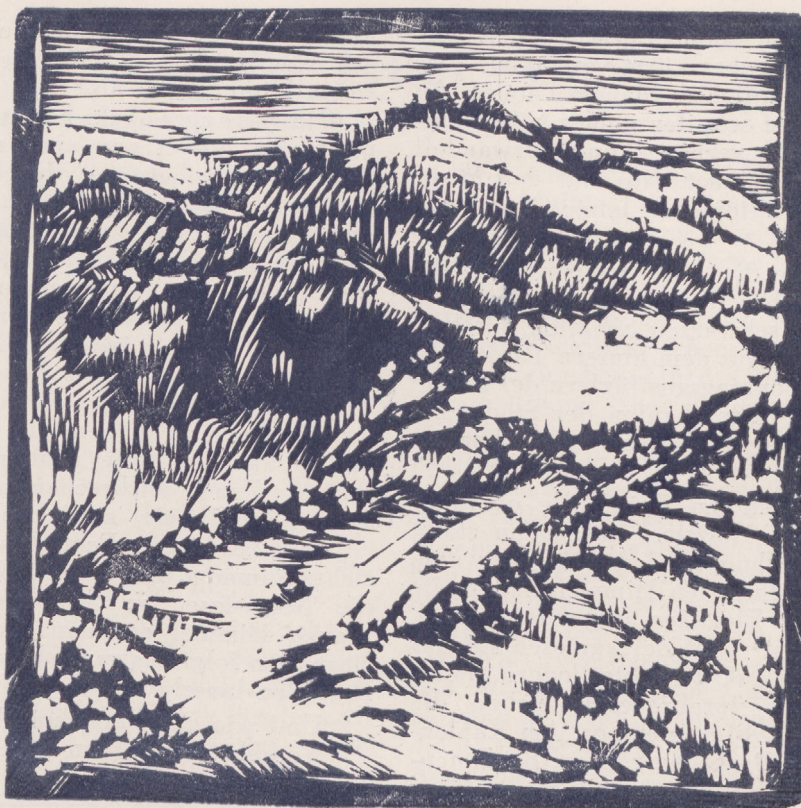
Tannen des Lingen schwarze Fontänen an den Himmelsrand.

Ein guter Fahrweg umgeht den Sattelkopf und mündet bald in das Märchenreich des Silberwaldes. Es ist ein wundervoller Tannenhochwald. Die Spuren des Krieges sind ganz getilgt. Mattsilbern schimmert die flechtenbedeckte Borke uralter Edeltannen aus dem Schattendämmer des kirchenstillen Waldes. Nur wenn von fern der harte Schlag der Axt ertönt, geht ein leiser Schauer durch die Wipfel der Baumriesen. Ich schaue die freien Söhne der Berge mit den Augen des versonnenen Hölderlin:

Aber ihr, ihr Herrlichen, steht wie ein Volk von Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch ernährt und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Untereinander herauf und ergreift wie der Adler die Beute
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und gross die sonnige Krone gerichtet.

Doch diese königlichen Silbertannen sind es nicht, die dem schönen Baumbestand den Namen Silberwald eingetragen haben. Hier sollen die Münsterischen Klosterleute durch schottische Grubenarbeiter ein Silberbergwerk ausgebeutet haben. Das geförderte Erz wurde auf dem zu seinen Füßen liegenden Schmelzwasen geschmolzen und in blanke Silberbarren verwandelt. Leider spricht keine alte Urkunde von diesen Silberminen. Der dritte Napoleon versuchte, die verschütteten Stollen wieder frei zu legen. Um die Jahrhundertwende teuften Markircher Bergknappen ebenfalls erfolglos nach dem Edelmetall. Vor dem Kriege sah man noch hie und da haustiefe Schächte, die seitdem von Soldaten und Holzfällern zugeworfen worden sind. Ein Bodeneinschnitt an dem Weg wird noch heute als Stolleneingang gedeutet.

Um so geschäftiger war die Volksphantasie, ein duftiges Gespinnst von Sagen und Märchen um den Silberwald zu weben. Immer noch sind die Silberminen in der geheimnisvollen Tiefe des Berges im Gange. Unter Aufsicht des Berggeistes bauen die Zwerge die unerschöpflichen Gold- und Silberadern ab und häufen unermessliche Schätze auf. Diese werden einmal das Erbteil von des Berggeistes Patenkind, einem schönen, jungen Manne, der zu seiner Zeit aus dem Schosse des Berges kommen und die tugend-



Holzschnitt A. Fischer

Ilienkopf

hafteste Jungfrau des Tales als Braut heimführen wird.

Eine andere Fassung der Sage bringt H. K. Abel in dem Roman «Die elsässische Tragödie». Einem Hirten, dessen Ehe lange kinderlos geblieben war, hatten die Zwerge vom Silberwald einen Sohn geschenkt. Als er aber einen Paten suchte für sein Kind, wollte kein Christenmensch den Knaben aus der Taufe heben. Als er traurig in den Wald hinaufstieg, wo seine Hütte stand, trat ihm der Zwergkönig entgegen und versprach ihm, Patenstelle bei seinem Sohne zu vertreten, aber vom fünfzehnten Lebensjahre ab sollte das Kind ihm angehören. Freudig nahm der arme Hirte das Angebot an und fand einen Klumpen roten Goldes da, wo der Berggeist gestanden. Der Zwergkönig kam zur Taufe. Jahre kamen und gingen. Der Knabe wuchs heran und sollte bald konfirmiert werden. Da verschwand er einmal im Walde und kam nie wieder. Der Berggeist hatte ihn zu sich geholt.

In mond hellen Nächten verlassen die kleinen Bergleute die unterirdischen Gänge und spielen mit goldenen Kugeln auf dem moosigen Teppich des Waldes. Welcher verspätete Hirte oder Holzhacker sie unbeschrien bei ihren Spielen überrascht, wird von den freigebigen Männlein reich beschenkt. Zuweilen steigen sie bis ins Tal herab

und spielen nächtlicherweile mit den braven Kindern. Manch ein Melker hat sie von weitem gesehen, aber nur wenigen Auserwählten ist das Glück zuteil geworden, mit ihnen zu verkehren.

Nüchterne Menschen allerdings erklären diese Fabeleien von Zwergen im Silberwald als Hirn-ge-spinste aufgeregter Leute. Die Wesen, die man im Mondschein durch die Farnkräuter und Hekken huschen sehe, seien nichts weiter als scheue Dachse, die im Silberwald sehr zahlreich vorkommen und in die Täler wechseln. Die Melker stellen den fetten Burschen mit Fallen nach, denn Dachsfett gibt die beste Schuhschmiere. So hart stehen Poesie und Prosa im Leben nebeneinander!

* * *

Bergfeuer in der Nacht

Ein Schwarm erholungsbedürftiger Sommergäste, sitzen wir auf der Terrasse des auf halber Höhe des Mittelberges gelegenen Hotels «Belle-Vue», das seinen Namen mit gutem Rechte führt. Von Mühlbach sieht man nur den vierschötigen Turm der evangelischen Kirche und die offenen Flanken der Granitbrüche am Kefaiberg. Dann folgt der Blick den Windungen der Fecht nach Metzeral und Sondernach und gleitet die sanften Hänge des Grot und des Schnepfenriedkopfes hinauf.

Alle schweigen, in andächtiges Schauen versunken. Des Tages frecher Lärm verstummt. Das Tal verschwimmt mählich in blauem Dunste. An den Bergen stigen die Schatten immer höher. Der Weiden grünes Gold verblasst und verwandelt sich in dunkelblauen Samt. Nur auf den höchsten Kuppen noch zittert der letzte Abendsonnenstrahl.

Und nun spannt die laue Sommernacht ihr dunkles Gewölbe über die mächtigen Bergpfiler und mischt die schwarzen Schatten mit balsamreicher Schwüle. Aus dem hintern Tal keucht der letzte Zug mit Sonntagsausflüglern der Ebene und den überhitzten Steinhaufen der Städte zu. Stumm harrt das Tal des Zaubers der Johannisnacht.

Da flammt drüben am Geissbödle oberhalb Metzeral's ein erster Holzstoss auf. Dann steigt weiter oben am Schnepfenried eine schwarze Rauchsäule zum nächtlichen Himmel empor, die bald von züngelnden Flammen aufgefressen wird. Nun springt ein Feuer auf der «grossen Ebene» unter dem Ilienkopf auf. Und jetzt lodern allenthalben, wie auf ein verabredetes Zeichen, die altüberlieferten Kanzdifeuer empor. Am Kahlenwasenried, auf dem Brobacherrücken, bei Rotenbrunnen, auf dem Braunkopf und ganz hinten am Schweiselpass über dem Herrenberg erscheinen wie riesige Irrlichter die lodernden Johan-

nisfeuer. Links unten am Gebrain zeichnet der alte Nussbaum sein Astgitterwerk wie auf feurigem Hintergrund ab.

Diesen Augenblick hat unser Melker abgepasst und zündet nun auch unsern seit einigen Tagen aufgeschichteten Holzstoss an. Die Flammen lecken am ausgedörrten Birkenreisig hoch und finden kräftige Nahrung an einer harzreichen Tanne. Schön ist der Flamme Schein. Funkengirandolen sprühen empor. Geister der Johannisnacht, wirbeln schwarze Schatten um die wabernde Lohe, es ist die Dorfjugend von Mühlbach, die übermütig das Feuer umtanzt.

Es ist ein prächtiges Schauspiel! Wie lieblich sie brennen und glühen, die Höhenfeuer! Es ist, als ob aus der Erde uraltem Schlund das gefangene Feuer ausbrechen und zu seinem Ursprung im Himmel zurückkehren wollte.

Dann sinkt ein Feuer nach dem andern in sich zusammen. Ein kühler Nachtwind streichelt die Bergwiesen in Schlummer. Am schwarzblauen Himmel erscheint der goldene Abendstern, ihm folgt das ganze Heer der stillen Sterne. Ergriffen lausche ich ihrem Lichtgesang:

Und wie aus Nacht und Duft gewoben,
Vergeht dein Leben unter dir,
Mit lichtem Blick steigst du nach oben,
Denn in der Klarheit wandeln wir.

Mörike



Phot. E. Haller

Bei Mittlach

Hans Karl Abel

Ein Gedenkblatt zu seinem 60. Geburtstag am 8. August, von L. S.

Hans Karl Abel gehört dem heutigen Elsass nicht mehr an. Sein Leben und sein Schaffen aber waren bis 1918 unserem Volke und unserem Lande gewidmet. Unter den elsässischen Dichtern und Schriftstellern hat kaum einer wie er vom Elsass gesprochen. Und darum auch war sein Weg überaus schwer. Wir müssen Abels Namen mit Pietät nennen und ihm mit weitgeöffnetem Herzen einige Stunden widmen, um uns in sein Werk zu vertiefen.

Von Abels Leben weiss ich nicht viel. Als Sohn eines Försters wurde er im Jahre 1876 in Bärenthal an der Grenze zwischen Elsass und Lothringen in den waldigen Nordvogesen geboren. Seine Mutter war Elsässerin, sein Vater Deutscher, der aber sein ganzes Leben bis zum Weltkriege im Elsass verbrachte. Abel studierte, wurde Schriftsteller und liess sich einige Jahre vor dem Kriege in Metzeral nieder. Hier baute er sich sein Heim mit seiner Gefährtin, deren Wiege in Sondernach stand, hier lebte er glückliche Jahre des Arbeitens und Wirkens, bis der Weltkrieg alles zerschlug. Die Familie musste flüchten, das Haus wurde zerschossen. 1918 ist Abel nicht im Elsass geblieben, heute lebt er in Württemberg. Seither hat er nicht mehr viel geschrieben; es ist, wie wenn sein ganzes Werk uns allein gehören sollte. — Es steht mir nicht zu, dieses Werk und die dichterische Persönlichkeit Abels kritisch zu werten, ich möchte dieselben nur in unser Gedächtnis zurückrufen.

Als Fünfundzwanzigjähriger übergab Abel seine ersten literarischen Versuche der Öffentlichkeit. Es waren Dialekt Dramen: «D' Waldmühl» mit R. Prévot zusammen, «Im Herbstnawel» (1901), «Unseri schöne Rawe» (1902). Die beiden letzteren spielen in einem Winzerstädtchen am Gebirgsrand; unschwer kann man Reichenweier erkennen. Es war kurz nach der Gründung des Elsässischen Theaters (1898), die Woge hatte das Elsass erfasst. Man kann annehmen, dass Abel auch von ihr mitgetragen wurde. Doch seine Stücke unterscheiden sich ganz vom allgemeinen Repertorium des Elsässischen Theaters. Es sind schwermütige Dramen, deren Gepräge rauh, düster und fatalistisch ist. Der Alltag mit Mühe und Leid, Querschläge, Fehler und Leidenenschaften der menschlichen Natur, das Ringen mit dem Leben, das sind die nicht immer glücklich gewählten Themen. Darum hatten auch diese Stücke keine lange Existenz und sind heute vergessen.

Anderer Art ist die «Conceptio Divina», 1904 zur Einweihung des Goethedenkmals in Strass-

burg in schriftdeutschen Versen geschrieben; es ist eine Idylle — der Besuch des jungen Goethe in einem elsässischen Dorf — heiter, fein, mit hellen Gedanken. Eine neue Saite in Abels Schaffen klingt an. Die Vorbereitung des schriftstellerischen Könnens ist abgeschlossen.

Eine Wandlung scheint sich vollzogen zu haben. Im gleichen Jahre wie «Conceptio Divina» veröffentlichte Abel ein Bändchen Dialektlyrik «In Halm und Feder». Es ist ein dreifacher Reigen von Gedichten: Liebes- und Brautlieder zuerst, dann Mutter- und Freudeverse um ein Kind, voller Sinnigkeit und Wärme. Ton und Gefühl sind echt, treuherzig, rein, die Form ist gefällig, der Dialekt mit Meisterschaft beherrscht und gehandhabt. Mit diesem Bändchen Gedichte stellt sich Abel an die Seite unserer besten Dialektlyriker von Arnold bis zu den Gebrüdern Matthys. Wenige elsässische Dichter dürften nur annähernd an Abel heranreichen. Wundervolle Gedichte klingen auf: Wenn die Schwalben bauen, Auf dem Heimweg, Seligkeit, Bangen, Daheim, Heimchen usw. Jugend, Güte, Gemüt, frische, sinnige Freude durchziehen die Verse. Man fühlt sich selbst liebend und ein wenig ausgelassen zuerst, und dann geschützt und geschirmt im warmen Heim, mit einem Liebestreicheln auf der Stirne, während draussen der Sturm den Schnee über die Wege peitscht. Hier hat sich Abels Talent und sein Bestes gegeben. Diese Verse müssen wir von Herzen lieben, wir können sie immer und immer wieder lesen.

Mit drei von Georges Ritleng illustrierten Kunstmappen, die sich in den Jahren 1904—1906 folgten, setzte Abel die eingeschlagene Richtung fort. «Tännchel-Symphonie» (1904) und «Im Reich der Spitzköpfe» (1906) geben Naturbilder und Stimmungen wieder, sie enthalten Liebeslieder in Dialekt oder Schriftdeutsch. Auch hier ist die vorherrschende Note das Schöne und Tiefe, das Sinnige und Heimelige. «Reichenweier» (1905) hingegen ist eine «Bilder-Chronik», «ein Relief elsässischer Landesgeschichte», wie der Dichter selbst das Werk treffend nannte. Aber wie behandelt Abel die Geschichte! Wenn auch die Tatsachen nicht immer auf Jahr und Haar stimmen, so ist doch dieses «Relief» packend und lebendig, lehrreicher vielleicht als manches Geschichtswerk mit tausend Quellennachweisen. «Und ich sah sie zuvor im Geiste», schreibt der Dichter im Vorwort, «wie die Bilder in einem gewaltigen Fries, um den sich tausendjährige Wipfel wiegten. Und hinter mir rauschte in dunklen Wogen der Wald, und vor mir schimmer-

ten in lieblichen Wellen die Fluren der Heimat.» Da sind die einen Bilder in Farbe, Glut und Innigkeit, in Ernst und Weh getaucht, die anderen sind voller Lebensfreude, voller überschäumenden Humors, wie die gottgesegnete, weinreiche Gegend es bedingt. Aber wechselnd sind die Geschehnisse, meist hart und mühsam müssen die Reblente durch die Jahrhunderte gegen die vielfältigen Schicksalsschläge der Geschichte ankämpfen, um sich nicht unterkriegen zu lassen. Die Hunnen, Papst Leo IX., die Hohenstaufen, Rudolph von Habsburg, Bildung des Städtchens, Erwerbung durch die Württemberger, so steigen die Bilder herauf; tief und oft blutig schreiben sich dann die Ereignisse weiter ein: Bauernkrieg, Reformation, Dreissigjähriger Krieg, Besitznahme durch Frankreich, Grosse Revolution. Im 19. Jahrhundert verlaufen sich die Wellen mehr und mehr. Das Buch schliesst mit dem Kapitel «Das ewige Elsass».

Einfach und ohne Ziererei schildert Abel dieses ewige Elsass, so einfach, wie es eben ist und bleiben wird. Das ewige Elsass! Es ist ein Gedanke, der in der Feder so manches elsässischen Schriftstellers wiederkehrt, zum letzten Male bei R. Schickele in seinem Buch «Die Grenze». Es hätte wundergenommen, wenn sich Abel nicht von ganzem Herzen zu diesem ewigen Elsass bekannt hätte, wenn er es nicht verherrlicht hätte.

Im Jahre 1911 erschien der Roman «Die elsässische Tragödie». Abel musste sich mit dem elsässischen Problem befassen, um das damals gerade viel gestritten wurde. Aus innerster Notwendigkeit heraus musste er es, denn er fühlte in sich selbst den Zwiespalt. Klar sehen, das Problem in seine Teile auflösen, es von oben herab meistern, das war das Ziel. Dieses Ringen legte er in seinem Roman nieder, der mit den vorhergehenden Publikationen Abels nichts gemein hat und der ganz eigenartig und einzig in der Literatur des Elsasses dasteht.

Durch ein Jahrhundert führt H. K. Abel unsere Tragödie, unser Schicksal. Er knüpft es zu einem harten Knoten und zeigt das Elsass unbittlich hin- und hergeworfen. 1814 fängt der Roman an, mit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts schliesst er; vier Generationen treten vor uns:

- | | |
|--------------------|--------------------------|
| 1. Nikolaus Wodey | Martin Iltis |
| und Jean Forest | |
| 2. Andreas, später | Maria Magdalena |
| der alte Wodey | |
| genannt. | |
| ~~~~~ | |
| 3. | Louise, die |
| | Konrad Euller, |
| | den Deutschen, heiratet. |
| | |
| 4. | Jörg. |

Um jede Person krallt sich unser Schicksal. Zwischen Nikolaus Wodey und Jean Forest beginnt der Kampf. Leben ist vernichtet; unser Blut ist nicht rein, nach so vielen Einfällen und Völkerzügen wird das elsässische Leben seit der Grossen Revolution mit französischem Blut vermischt. Der Sohn, Andreas Wodey, wird Förster; die Ereignisse von 1870 und die politische Umstellung verbittern ihn, er bleibt Franzose. Das Leben seiner Tochter Louise ist ganz schicksalverwoben, sie steht im Zentrum des Buches und zeigt unser zerrissenes Herz: zur französischen Zeit liebt sie den Kürassieroffizier Garnier, der bei Morsbronn schwer verletzt wird, sie erlebt das schreckliche Geschehen im belagerten Strassburg; nachher heiratet sie den deutschen Förster Konrad Euller, den Eingewanderten. Für die erste wie für die zweite Liebe muss sie ankämpfen gegen den Widerstand der eigenen Landsleute im Winzerstädtchen und den Bruch mit der eigenen Familie verwinden. Mit dem deutschen Förster aber versteht sie sich später nicht mehr; die erste Liebe erhebt wieder in ihrem Herzen, der Zweikampf Garnier-Euller hebt an, beider Leben wird vergiftet wegen der Elsässerin. Welch tiefes Symbol! Louise selbst muss in der Fremde sterben.

Dadurch aber hat sie sich geläutert. So kann ihr Sohn Jörg aus Deutschland zurückkehren ins Elsass, zurück zum Problem. Er muss den Kampf wieder aufnehmen und zwar gegen den Grossvater, Andreas, der alte Wodey, zerbricht dabei. Jörg ringt sich nach Jahren des Kampfes und Wanderns durch und kommt, nach Abels Ermessen, zum inneren Ausgleich des Problems. Mit dem Ruf nach Frieden und Versöhnung schliesst der Roman:

«Wenn ein Volk, dem vom Schicksal das traurige Los zufiel, ein Stück Beute zu bedeuten, sich wieder zurechtfinden soll, dann braucht es viel Geduld und einen langen Frieden.

Leuchtende Schiffe fahren, mondbeschienenen Wolken gleich, über das ruhende Elsass herüber und hinüber. Sie verkehren zwischen zwei edlen Völkern, die sich in gemeinsamer Kulturarbeit gegenseitig ergänzen werden, und heissen: Wissenschaft — Kunst — Forschung — Aufrichtigkeit — Bauen — Nicht Zerstören.»

Abel hat unser ganzes wildumkämpftes Leben zum Vorwurf seines Romans gewählt. Die Tragödie ist wuchtig zusammengeballt, der gewaltige Stoff ist gut verarbeitet, die Charaktere sind wahr und echt gezeichnet. Das Schicksal dieser Menschen ist ergreifend und tausendmal wahr, das Thema ist ein Ruf ins Völkergewissen, doch er bleibt ungehört.

Heute befriedigt uns die Lösung des Problems nicht mehr restlos. Das elsässische Blut ist sicher



Photo G. Meyer

Metzeral-Sondernach

unrein, und daraus geht, auch heute noch, zu einem grossen Teil unsere Tragödie hervor. Immerhin ist die Masse der Elsässer bodenständig, lebt und stirbt auf der Scholle, lässt die Stürme über sich brausen und hält fest an ihrer Erde, sie erleidet die elsässische Tragödie, ohne sich unterkriegen zu lassen. Abels Gestalten aber sind zu wenig elsässisch. Ausser Martin Iltis und seiner Tochter sind die Typen keine reinen Elsässer; in ihrer Auffassung sind alle entweder Franzosen oder Deutsche. Und doch fand der Elsässer gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach vielen Stürmen und Leiden bewusst die Heimat. Die genügt ihm, sie ist für den grössten Teil des Volkes, wie auch für die Geistigen ein Ganzes und Abgeschlossenes, Landschaft und Seelenreich. Als Heimatbegriff und Kulturwert ist für uns das Elsass nicht in erster Linie Gegenstand einer nationalen oder politischen Deutung. Unser Heimatfühlen und Heimatdenken steht über einem politischen Bekenntnis. Hierin gehen wir also weiter als H. K. Abel. Es ist wahr, die politischen Faktoren und die Parteien können nicht zur Ruhe kommen, durch sie bleibt die Tragödie weiter bestehen. Aber nicht sie lösen das Problem, während wir es in unseren Herzen unpolitisch gelöst haben.

Mehr als ein Kapitel hätte seit 1914 zu Abels Roman hinzugefügt werden können. Es wurde auch des öfteren getan. Aber jedes Mal wurde unser geistiges Bild verzerrt, jedes Mal ein Stück unseres Seins misshandelt oder weggeschlagen. Heute auch noch. Unser Ringen aber um unsere

Seele ist klar, immer mehr gewinnt unser Blick an Festigkeit und Leuchtkraft. Unleugbar hat H. K. Abels «Elsässische Tragödie» manches beigetragen zu unserer inneren Klärung. Sein Roman ist eine wuchtige Synthese, die uns den elsässischen Seelenkampf veranschaulicht.

Die Liebe zur dramatischen Kunst hat Abel nicht aufgegeben. Nachdem er sich in Metzeral niedergelassen hatte, brachte er es fertig, den Gedanken eines Naturtheaters zu realisieren. In «Was mein einst war» schreibt der Dichter, wie er durch dieses Unternehmen die Berg einsamkeit brechen und den Gebirglern die Welt erschliessen wollte. In Wirklichkeit aber war es mehr als das: es war der Versuch, das Volk tätig an der Dichtung teilhaben zu lassen und es durch sie der Geschichte, dem Gut der Väter, einem besseren, inhaltsvolleren Leben entgegenzuführen, also Erziehung im besten Sinne des Wortes. Aus Naturmenschen fühlende, biegsame Schauspieler zu machen, war eine schwierige Aufgabe. Sage und Geschichte des Münstertales verwertend, schrieb Abel die «Silbernen Glocken vom Ilienkopf»; er suchte seine Mitarbeiter aus und war überrascht, wie sich die Gebirgler in den Text einlebten: «Matthias Iltis, der junge Darsteller des Hans»! Als ich ihm die Rolle, die längste von allen, einhändigte, ging er damit als Melkerbursche auf den Grossen Belchen. Als ich dann später einmal zu ihm auf die Belchenhütte stieg, um mit ihm zu proben, hatte er sich zu meinem Erstaunen eine Waldstelle für sein einsames Einstudieren ausgesucht, die genau der

vorgeschriebenen Szenerie entsprach, auf welcher die Baumstämme und Felsblöcke derart gruppiert waren, dass er mit ihnen sprechen konnte wie mit seinen lebendigen Partnern.» — Das Stück wurde in Metzeral mit viel Erfolg gegeben und erntete auch im Hoftheater von Stuttgart reichen Beifall. Der Krieg aber machte das kaum angefangene Werk zunichte.

Der Weltkrieg warf Abels Leben und Werk um. Der Dichter, der in seiner «Elsässischen Tragödie» den Krieg und die Zerstörung beschrieben hatte, wurde jetzt selbst vom Ungeheuer erfasst, sein eigenes Leben gestaltete sich zur elsässischen Tragödie in der ganzen Schwere des Wortes. Abel wurde der Dichter des elsässischen Schicksals: Sein Haus zerschossen, was ihm lieb und wert war, zertrümmert, seine Familie geflüchtet und in der Fremde, das war für ihn die erste Bilanz des Krieges. Abel suchte nochmals das Vergangene, sein Leben im Münstertale festzuhalten und gab im Jahre 1916 das Buch der Erinnerung heraus «Was mein einst war». Das war sein Haus, es waren seine Berge, seine Freunde, all das, was unwiederbringlich verloren war. Viel grösser aber war der Verlust, als Abel es damals ahnte. Mehr, viel mehr verlor er letzten Endes: seine elsässische Heimat.

Das Büchlein ist wertvoll, innig, voller Heimgeliebtheit und stiller Beschaulichkeit. Das ganze Münstertal lebt auf: Wanderungen, Stimmungen, Erinnerungen und manches schöne Gedicht sprechen davon. Wie liebt Abel doch diese Berge, Felsen und Weiden, diese Gebirgler, ihre Hütten, ihr Vieh! Dieses Büchlein vergessen wir nie, es ist ein lebendiges, mit Herzblut zusammengefügttes Denkmal für das Münstertal.

Im Jahre 1918 verliess H. K. Abel das Elsass, um nicht wieder zu kommen. Für ihn, der seine elsässische Heimat so sehr liebte, muss diese Trennung ein furchtbarer seelischer Riss gewesen sein. In seinem Buch *L'Alsace pendant la guerre* spricht Ch. Spindler von einem Zusammentreffen mit Abel im Sommer 1918. Abel erzählt dem Künstler das traurige Geschick, das seine Familie durch den Krieg betroffen hatte, und fährt dann fort: «Meine Wurzeln sind in diesem Lande, mit allen Fibern bin ich hier festgebunden. Würde man mir die Augen verbinden und mich an einen Ort bringen, den ich nie gesehen hätte, ich könnte sagen, ob ich im Elsass bin oder nicht. Ich habe den Instinkt des verlorenen Hundes, der sich immer zum heimischen Herde zurückfindet» (Spindler, S. 677, übersetzt). Bis in die Tiefen seines Herzens war Abel mit dem Elsass verwachsen, hatte gelebt und gearbeitet für das Land, nun war es für ihn verloren. Wir, die wir oft unserer Heimat leichtsinnig und gleichgültig gegenüberstehen, wir sind gezwun-

gen, dieser Ungerechtigkeit des Schicksals uns entgegenzustellen. Wir fühlen uns ja dieser Heimat nicht würdig, wenn einer unserer Brüder, der durch sein jahrelanges Werk sich um sie verdient gemacht hat, ihrer beraubt ist.

Ich habe H. K. Abel nicht gekannt, ich war zu jung damals. Ich habe aber seine Werke gelesen und liebe sie zu einem grossen Teil von ganzem Herzen. Fülle ich ein Urteil über Abels eventuelles politisches Bekenntnis? Ich kenne es nicht; der Dichter selbst sagt aus (Spindler, S. 677), dass jeder Franzose seine Werke lesen kann. Ein politisches Bekenntnis aber, welcher Art es sei, ist für uns wertlos. Die Politik hat uns von jeher vergiftet, hat nur verneint, nur das Gute heruntergerissen. Wir sind Feinde der Politik und der gesamten Gehässigkeit und Niederträchtigkeit, die von ihr abhängen. Wir sehen das geistig Wertvolle, das Gut der Seele, das wir weiterhin bewahren, und all das, was Heimat und Volkstum heisst.

Von diesem Gesichtspunkt aus aber bedeutet uns H. K. Abel vieles. Wir brauchen nicht mit allen seinen Ideen einig zu gehen, auch nicht mit seiner schriftstellerischen Methode und Stilistik. Wir schätzen aber die Werte seines Werkes. Ursprünglichkeit und Naturverbundenheit geben ihm Frische und Kraft. Wie klare, sprudelnde Quellen fliessen Gesundheit und gute Ideen durch Abels Bücher. Güte, Weitherzigkeit und Liebe kommen uns entgegen; kein Gedicht ist dafür bezeichnender als der Dorfbrunnen:

«So ist mein Leben:

Geben, immer nur geben. —

Kommt einer und trinkt bei mir,

Glaubst du, er dankte dafür?

Ich aber singe und springe nur so

Und bleibe des Gebens und Singens froh . . .

So schön und einfach ist mein Leben:

Geben, immer nur geben!»

Für die Liebe und das Heim findet Abel seine schönsten Verse, einfach und schlicht und doch so echt, gerade durch diese Einfachheit. In diesem allgemeinmenschlichen Denken und Fühlen steht Abels grosse Seele uns nahe, steht er in der Reihe der Kämpfe gegen Böswilligkeit, Kleinlichkeit und Niedertracht. Immer ist sein Trachten und Wollen darauf gerichtet, seelische Werte zu vermitteln, besser zu denken und zu leben, heller und schöner zu sehen. Abel ist der Dichter des Heims, der Innigkeit, des Familienglücks.

Für uns aber ist er vor allem der Dichter des elsässischen Herzens und der elsässischen Schönheit. In Dialekt oder Schriftdeutsch ist das Elsass erstes und letztes seines Denkens, ist es überall als Thema, als Leben und Kampf, als Glück und Sehnsucht, überall in seinem Werk ist elsässische Seele.

Dem Münstertale kommt Abel an erster Stelle zugute. Man braucht nur vor den einfachen Gebirglern, Bauern oder Melkern den Namen Abel auszusprechen, um zu sehen, wie die Augen aufleuchten, wie die Leute anfangen, voller Freude von dem Dichter zu sprechen und ihm ein rührendes Gedenken bewahren. Aber nicht nur dem Münstertal gehört Abel, sondern, da sein Werk und seine Liebe dem ganzen Elsass gelten, ist sein Name dem ganzen Land zu eigen.

Elsässisches Schicksal und Heimatliebe wegweisen aber auch in ein besseres Geistesland, das ist H. K. Abel. Wir ringen um unsere geistige

Bestimmung. Der Wirrwarr um uns, in unserem Land und in der Welt ist gewaltig. Viele meinen verzweifeln zu müssen. Andere versuchen, neue Werte zu schaffen, neue Bahnen zu weisen. Wir halten fest an der Heimat und ihrem geistigen Wert, den wir beständig vermehren wollen. Wir brauchen Helfer. Der Name H. K. Abel hat für uns in diesem Sinne einen reinen, lieben Klang. Mit ihm steigen wir zu den Bergen empor und überschauen weit, weit die Heimat, unserer Seele Land, und wir danken dem Dichter für all das, was er uns mit freigebigen Händen für immer schenkte.

Blütenlese aus H. K. Abels Werken

Wintermärchenstunde

Gal, Müeder, dü verzählsch mir jetzt!
Hopp, Miederle, verzähl'!
«Dü wartsch, mi Mannel, bis i setz
Un mini Aepfel schäl'»

Lüeg, Miederle, jetz häsch jo schon
Die halwe Aepfel g'schält
Un häsch mir nix vom Königssohn
Un sire Froi verzählt!

«Vom Königssohn soll's widder si?
Ei jo, das bin i mied. — —
Es isch emol e Birel g'si,
E Birel druss im Ried. . .»

Jo, Miederle, das isch nit schön!
Gal, Miederle, de düesch
Mir's z'lieb un red'sch vo Königssohn'! —
«Jo, ass dü grine müesch!»

Un wenn's mi widder grine macht,
So grin i nur fer G'schpass!
Verzähl, was d'in d'r Spinnstub' z'nacht
Emol verzählt häsch, ass

I widder eso Angscht bekom'm',
Wenn i d'r Riser hol'!
Un nimm mi uf d'r Gehre, komm! . . .
Un jetz verzähl's no 'mol!

«Dü dumme Büe, was häsch d'rvo,
Wenn i di grütle mach'!»
Doch, Miederle! Dann weisch — d'rno —
D'no bliw i länger wach!

«Schlof nur, mi lieber Stumpe, i,
's isch besser so, mi Kind:
's Chrischkindele kommt d'Dür eri
Un will, ass ich'm zünd.» — — —

Aus: Tännchel-Symphonie 1904.

Auf dem Altmattkopf

Aus den granitnen Rippen
Gespalten hat der Blitz
Hoch in der Altmatt Klippen
Mir einen Königssitz.
Da kann ich von der Höhe
Dein Hüttlein unten sehn,
Aus stiller Wolkennähe
Ins Tal hinunterspähn.
Dort geht die Fecht mit Brausen
Durchs Feld, das du bebaut,
Hier weht ein sanftes Sausen
Durchs blühende Heidekraut.

Wir hätten uns viel zu sagen
Und reden nicht eben viel,
So mögen zwei Felsen ragen
In flüchtiger Winde Spiel.
Wir schaun, die Brust voll Sonne,
Uns treu begreifend an
Und haben in stiller Wonne
Den heiligen Schwur getan,
Zu stehn in des Lebens schnellem,
Verwehendem Wandergesang
Beinand als treue Gesellen
Wie Felsen am Bergeshang.

Aus «Was mein einst war», 1916.

Wenn die Schwalben bauen

«Die Schwalmele boie
is wedder an d'Staj!
Die finde doch allewîl
im Friejhohr d'r Waj
züem Dorf, in d'r Winkel,
in d'r fahrnderig z'ruck,
un 's fihert si ke Landstross
un 's trait si ke Bruck.
Wann d'Schwalmele boie
am Hüs, bedit's Glück,
das g'schpîr-i o didlig
uf e-nëis an dim Blick.»

Aus «In Halm und Feder», 1904.

Streit

«Lüe wie d'r Klein schun strampfle kâl!
'r glicht in mir, m'r set's 'm â. —»
«Wam glicht'r? dir?! bschoi do, das Kinn,
di Nas do, eb nit isch das bin!»
«Jo wajer, jo, dir glicht'r gschwind!
In sîre Müeder glicht das Kind. —»
«Un in sîm Vatter glicht'r nit? —
ze b'halte-n-o fer dich, de wit
jo nie, ass ich e-n-o emol
uf mine Kni erüwerhol.»
«Do isch'r, sä de kasch-e hâ
wursch sah, 'r brielt, bis ech-e trâl!»
«Gall, kleiner Schelm, dir g'fallts bi mir!
'r will gar nimm dert num züe dir.
die Oje sin wie mîni brün —
ja, zwinzer nur un schnapp un stüm,
ich bin di Vatter, kleiner Strick,
das seht m'r jo bîm erschte Blick!»
Hesch racht, 'r isch jo frilig di!
un Ihr sin alli beidi mi. —
Das macht mi jo so heimlig froh,
ass üs dam einte ware zwo!
Noch eine, wo da frindlig Blick
wie dü het, wo di Stück fer Stück
ersetzt; wo o so harzlig lacht,
Noch eine, wo mi glücklich macht!»

Aus «In Halm und Feder», 1904.

Rudolf von Habsburg

Das war zu Gemar, in der Molkenburg. Da sass Rudolf von Habsburg mit seinem Freunde, dem Meyer, beim Wein. Der durfte damals dem deutschen Kaiser «du» sagen. Das taten sie aber nur, wenn sie unter sich waren. «Du», sagte der Meyer, und hieb mit der verwitterten Faust auf die Tischkante, «weisst du was Neues?» «Was denn», sagte der Kaiser, der soeben einen tiefen Zug getan, und wischte sich die goldenen Tropfen von den Lippen. Dabei schaute er seinen Freund an seiner Adlernase vorbei mit erwartungsvollen

Augen an. «Ich weiss dir wieder ein paar Raubvögel, die wollen wir morgen aus dem Nest heben.»

«Das ist nichts Neues», sagte der Kaiser, seufzte tief und machte ein trübes Gesicht.

Eine Woche später ritten die beiden zurück nach Gemar.

Die von Reichenstein hatten einem Strassburger zwischen Gemar und dem Rosenkranz die Braut aus dem Wagen gestohlen. Dafür baumelten sie nun auf dem Galgenmättel, auf dem Zellenberger Joch, hoch in der blauen Luft. Mit einer Handvoll Strassburger und Colmarer hatte der Kaiser ihre Burg hinter Richenwiler erstürmt und den Ort von seiner Plage befreit; zur Belohnung hatten sich die Braven dort hinter den Tisch setzen dürfen, jetzt lagen sie meist schon darunter. Der Kaiser aber sprach zu dem Meyer, seinem Freunde: «Wenn ich länger dort blieben wäre, hätte ich meine Autorität eingebüsst und der Durcheinander wäre wieder losgewesen, wie zur Zeit im heiligen römischen Reiche, da sie mich zum Kaiser machten. Aber dieses Dorf soll von nun an eine Stadt sein, denn ich will nicht, dass es später einmal von mir heisst, ich hätte mit Bauern schmollis getrunken.» «Du, schmollis?» fragte der Meyer erstaunt. «Ja, ich will dirs nur eingestehen», lachte der gute Kaiser Rudolf, «ich bin — und dazu hat mich allein der Teufelswein verführt — mit den Vätern dort im Rate Duzkamerad. Meine einzige Hoffnung ist die, dass sie's morgen früh selber wieder vergessen haben.»

Aus «Reichenweier», 1905.

Am Fischbödle

Im Sagengebiet des goldenen Wagens ragen die Felsenzinnen der Spitzköpfe. Zwischen den wildverschlungenen Brombeerranken hebt sich vereinsamt die Engelwurz empor, rote Beeren funkeln noch da und dort aus dem spärlich werdenden Gebüsch, eine Buche mitten im Geröll, ein paar Tannen und dann, aus grauem Granit aufgetürmt, eine Riesenburg. Zwei Sperber kreisen hoch über ihr in klarer Luft, eine lebendige Krone beschreibend, und des Wanderers Herz versinkt in seligernstes Schauen. Tief unter ihm, in der schwarzen Flut, spiegeln sich die Felsen. Kein Lüftchen regt sich. Nur die Espe auf der Halbinsel im See erschauert, und von drüben herüber kommt der Gesang, der über die glitzern-Saiten des Wasserfalls braust.

Aus «Im Reich der Spitzköpfe», 1906.

Aus «Der Elsässischen Tragödie»

Wenn eine Melkerei nicht mehr betrieben wird und die Hütte mit dem darangebauten Stall dem Verfall, der Weidgang der Verwilderung



L. Haffen

Melkerei Forsthaus

preisgegeben wird, dann fangen darin, wenn die blasse Herbstzeitlose sich zeigt im Tal und es allenthalben still wird auf der Höh', geschäftige Zwerglein ihre winterlange, geheimnisvolle Arbeit an.

Noch einmal wandeln schleppfüßige Rinder in den Spuren, welche die Kühe des Melkers getreten haben, mit dumpfem Rupfen und Schnauben über den Wasen; aber sie laufen so still, wie der Nebel, der durch den nahen Waldsaum unbehindert streift, und ihre Glocken und Trinklein klingen so fein, wie das feinste Silber, das im Schosse des Silberwaldes verborgen liegt.

Seltsame Blumen steigen aus der Tiefe und nähren die stillen, schneeweissen Kühe mit kristallinen Blüten, und die wunderbare Milch, die im Stalle abends beim Melken fließt, schäumt nicht und dampft nicht; aber sie duftet in den goldenen Kübeln und den grossen goldenen Kesseln, wie die tausend Wald- und Weideblumen miteinander, die vom Frühling bis in den Herbst in den Vogesen gedeihen. (S. 57).

*

Wo die Firstblumen blühen, die einsamen Berganemonen, wo die Vogesenveilchen zittern im Höhenwind, wo der Enzian weithin leuchtet, auf den Weideflächen der Hochvogesen, bei dem Gott der Hirten, war Jörg daheim.

Er war in den Hütten der Melker ein will-

kommener Freund, der den abgeschiedenen Menschen Kunde brachte aus der Tiefe, vom Wogenrauschen der Welt.

Wenn der Abend spät auch in die Melkerhütte kam, sass er oft unter ihnen am freundlichen Herdfeuer.

Dann wurden die alten Geschichten wach, wie er sie einst vom Grossvater erzählt bekommen hatte. Er verschmähte es nicht, die Gesellschaft der einfachen Menschen aufzusuchen, holte er sich doch gerade bei ihnen immer wieder Stärkung, war doch ihre Anhänglichkeit und Aufrichtigkeit der Gesundbrunnen, in dem er sich den Staub der Welt von der Seele wusch.

Oft lag er mit den Sennen draussen bei der Herde im Strahlenbad der Höhensonne, und die dumpf dahinweidenden Kühe streiften, sich Schritt für Schritt seinem Plätzchen nähernd, mit ihrem warmen Hauch seine Hände.

Oft sass er am Hirtenfeuer in tiefer Nacht, und einer der Burschen ergriff das Alphorn und blies ein Lied, das die laue Luft in die unendliche Ferne trug.

Das war eine Welt voll Kraft, eine Welt voll Ruh!

In ihre gesunden Wurzeln strebten die Wurzeln seines Lebens, sie verbanden ihn immer fester und inniger mit dem Boden der Bergheimat, die er über alles liebte. S. 469—70.

Mein stilles Tal

Im hintersten Winkel des Münstertals, dort wo die Vogesen mit blauen, wie mitten in wildem Gewoge erstarrten Kämmen in eine köstliche, vom frischen Odem zahlloser Quellbäche erfüllte Luft hinaufragen, herrscht eine Kühle, die das Herz ruhiger schlagen macht, die vergessen lässt.

Während der langen Winterszeit blickt die Sonne nur wenige Stunden hinein, denn die Berge erheben sich so steil über die schmale Talsohle, dass sie den halben Tag hindurch nur im Dämmerchein eines milden Schneelichtes ruht; im Sommer breiten hohe Wallnussbäume ihr Schattendunkel über die Matten aus und fangen das Gold der hinter dem Ilienkopf hervorbrechenden und wieder frühzeitig über die beiden Rotenbächerköpfe, den Burgkopf und den Kastelberg dahinsinkenden Strahlen in ihren Kronen auf.

Auf den Bühl in Metzeral scheint die Sonne länger als sonst irgendwohin, darum baute ich vor acht Jahren mein Haus in den Sonnenschein auf diesen Hügel. Gen Norden lehnt er sich an den Braun, einen kahlen Berg, der den Ausgang des Tals, vereint mit dem unbewaldeten Ausläufer des Ilienkopfes, dem Kuhfeil, im Osten sperrt und nur die Landstrasse, den von der Bahn überbrückten Fichtbach und einen schmalen Wiesenstreifen durchlässt. Von hier dringen die Klänge der Sonntagsglocken vom nahen Mühlbach und oft auch die fernen Kirchenglocken der Stadt Münster herein. Südlich vom Bühl, unter dem Ilienkopf, liegt das Oberdorf, über das sich eine kleine Kapelle, das Emmenkirchlein, erhebt; dahinter, in ein Seitentälchen, versteckt sich das Nachbardorf Sondernach, nur von der Spitze eines schlanken Kirchturms verraten. Im Westen, soweit die Berge Raum geben, nichts wie grüne Matten, vom breiten Bande der fröhlich und kräftig rauschenden Ficht durchzogen! Dort hinten liegt noch Mittlach, ein kleines, weit verstreutes Holzfällerdorf.

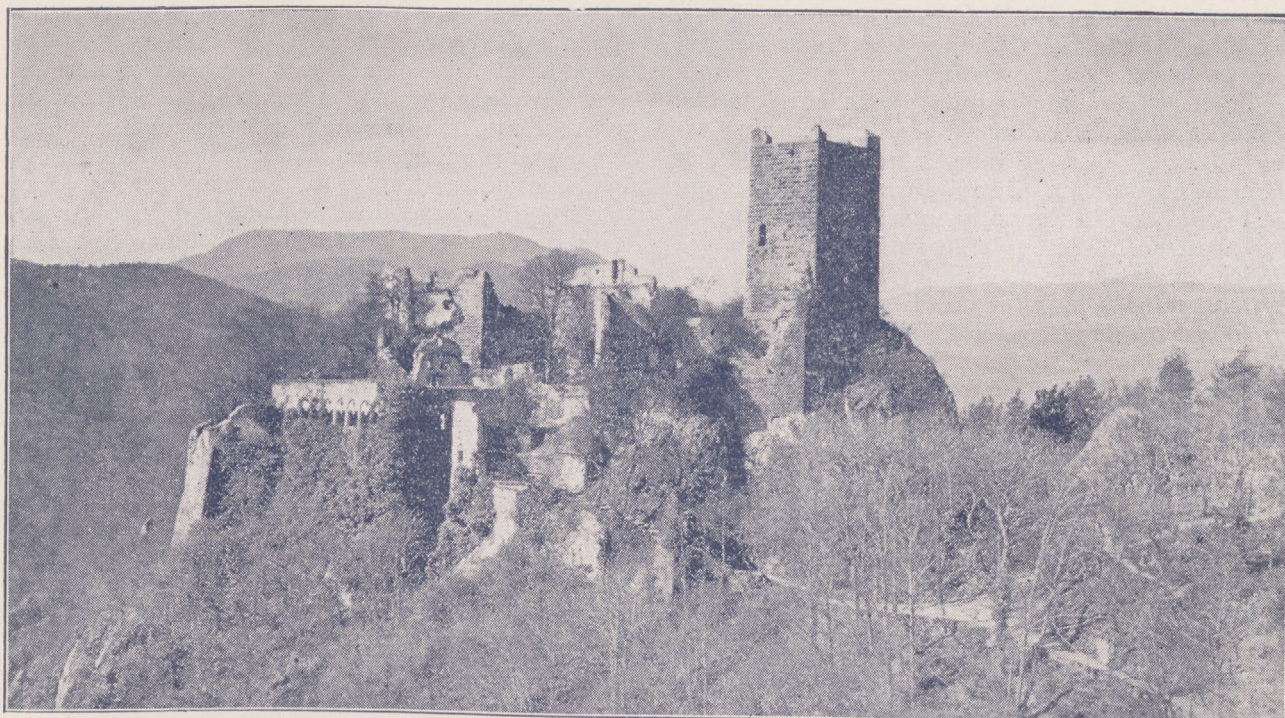
In die Gabelung des Tals bei Metzeral schiebt der Schnepfenriedkopf den schwarzen Anlass vor, der seine schlanken Tannen auf halber Höhe zurücklässt und mit grünen, von blinkenden Bächlein durchhüpften Rainen in mächtigen Sätzen bis vor die Dorfkirche hinunterspringt. Wundervolle Baumgruppen stehen da und dort auf seinen abschüssigen Halden, hinter deren Gezweig die weissen Giebel alter Bergscheuern hervorschauen. Birken leuchten dort zwischen den Eschen, den Ulmen hindurch.

Wer auf dem Bühl wohnt, kann sich nie satt

sehen. Links vom Anlass, in der Richtung über Sondernach, erstrahlen die Almen von Lander sen, von der Lechterwann und vom Lengenfeld — rechts, zur Seite des Anlass, steigt der Hochwald des Herrenbergs empor, gegen den der kühne Burgkopf vorspringt. Dieser verrät mit seiner trotzigigen Gebärde, dass neben ihm der Eingang zur düstern Wormsa liegt. Er ist ihr Torhüter. Dort geht es zu den zerklüfteten Spitzköpfen hinauf, hinauf zum Könige, dem Hohnneck! Und damit, wer auf dem Bühl zu seinen Fenstern hinausblickt, der Grösse, der Stille eingedenk bleibt, die hoch über den stürzenden Wassern, den grollenden Schluchten dort droben waltet, wölbt sich über dem zwischen dem Braun und dem Sillackerkopf sich öffnenden Luttenbachtäälchen die fein geschwungene, ruhige Kuppel des Nächste-Bühl. Der König selbst, der hinter ihm thront, zeigt sich nicht. Aber im Rahmen, der vom Herrenberg und vom gegenüberliegenden Burgkopf gebildet wird, stehen zwei, die ihm die Krone streitig machen könnten. Das sind die beiden durch eine Hochweide miteinander verbundenen Felsgipfel der Rotenbacher Köpfe. Im dunklen Talgrunde hinter Mittlach, den Mantel ihrer Wälder über die Knie geworfen, sitzen sie da und schauen herab auf alles, als gehörte es ihnen. Sie lassen sich über ihre Schneewächten im Winter den Purpur der Morgenröte legen und tragen im Sommer den Strahlenreif der in Wetterwolken untergehenden Sonne. Diese entfernt die ihnen im Winter auf die Brust gefallene weisse Decke erst, wenn auf den fernen Bergwiesen droben da und dort noch eine verspätete Sense blitzt. Sie sind es, welche die vom Welschland heraufziehenden Gewitter über den Schnepfenriedkopf dem Grossen Belchen zuschieken oder sie über den Rainkopf und den Kastelberg zum Hohnneck jagen. So sorgen sie dafür, dass das schöne, glückliche Tal zu ihren Füßen verschont bleibt, und überblicken es bis hinab zur Rheinebene.

Frühlingsanfang wurde mir noch in jedem Jahre durch ein Aufleuchten in meinem Ofenwinkel kundgetan. Das kam von einem Aufblitzen der Fensterscheiben in der Melkerhütte vom Steinwasen, der droben unter dem linken Rotenbacher liegt. Die Sonne mochte da stets einen besondern Stand dazu am Himmel haben. Die fernen Scheiben funkelten wie ein Rubin, und die mit den grünen Kacheln des Ofens ausgelegte Stubenecke fing das durch mein Erkerfenster hereinschimmernde Licht auf. Alles verwob sich in eins. Und dieses Eine war gross und wunderbar. Und trug den Namen: Heimat.

Aus «Was mein einst war», 1916.



Ulrichsburg

Die Ulrichsburg

Unter den vielen Schlossruinen des Wasgenwaldes dürften die «Drei Schlösser» bei Rappoltsweiler unstreitig mit zu den schönsten und besterhaltenen gezählt werden. Auf mächtigen Bergen erbaut, ihrer Lage nach ein Dreieck bildend, bieten dieselben einen wildromantischen Anblick. Die Spitze des Dreiecks, das «Alte Kastel» oder der «Hoh-Rappoltstein», wie diese Burg jetzt genannt wird, ist die Wiege des einst so mächtigen Geschlechts der «Rappoltsteiner». Erwähnt wird das Schloss schon im Jahre 1084; 1284 erfreute es sich des hohen Besuchs des Kaisers Rudolf von Habsburg. Die Entstehung der beiden anderen Schlösser, die Basis des Dreiecks bildend, fällt in das dreizehnte Jahrhundert. Rechts befindet sich der «Stein», später «Girsberg», links der «Rappoltstein», im Gegensatz zum «Hoh-Rappoltstein» «Unterer Rappoltstein», später «Ulrichsburg» genannt. Dieses Schloss ist an Grösse und Schönheit den beiden erstgenannten bedeutend überlegen. Erbaut wurde es vom Bischof von Basel und kam im Jahre 1298 infolge Teilung an Heinrich II. von Rappoltstein, dann an dessen Söhne, Johann IV. und Heinrich IV. Nachdem 1357 Johann IV. gestorben war, fiel durch neue Teilung die Ulrichsburg an Ulrich VII. von Rappoltstein. Neun Jahre später starb auch dieser, ohne männliche Erben zu hin-

terlassen. Seine einzige Tochter Herzlaude vermählte sich im Jahre 1376 mit dem Grafen von Habsburg-Laufenburg, liess sich ein Jahr später aber wieder von ihm scheiden und ging eine neue Ehe mit dem Grafen Heinrich von Saarwerden ein. Durch diese Heirat fiel die Ulrichsburg an diesen Grafen, welcher auch den Titel Herr von Rappoltstein annahm. Die Ehe blieb kinderlos, und da nach dem im Jahre 1397 erfolgten Tode Heinrichs von Saarwerden Herzlaude von Rappoltstein zwei Jahre darauf den Grafen Johann von Lupfen, Landgraf von Stühlingen, ehelichte, so kam das Schloss an diesen Herrn. Auch diese Ehe blieb kinderlos, doch vermachte Herzlaude vor ihrem im Jahre 1400 erfolgten Tode ihrem Gatten testamentarisch ihren Anteil an der Grafschaft Rappoltstein.

Dieses Vermächtnis wurde jedoch von den Söhnen Brunos I. von Rappoltstein, Johann VI., Ulrich VIII. und Maximinus I. beanstandet, da nach einer Familienbestimmung kein Teil der Grafschaft an ein fremdes Haus fallen durfte, vielmehr, falls eine Linie aussterben sollte, die dieser Linie am nächsten verwandtschaftliche einzig und allein erberechtigt sei. Infolge dessen entspann sich ein Streit zwischen den genannten Grafen von Rappoltstein und dem Grafen von Lupfen, der schliesslich am 18. Juni 1400 durch

Vermittelung Leopold IV., Landgrafen des Elsass, beigelegt wurde. Das Erbe an der Grafschaft fiel wieder an die Rappoltsteiner zurück, hingegen erhielt der Graf von Lupfen die lebenslängliche Nutzniessung des Hohnack, sowohl er, wie dessen ältester Sohn, ferner zum Eigentum den Landsberg, welcher einige Jahrzehnte vorher im Jahre 1363 an die Rappoltsteiner verpfändet worden war. Von diesem Zeitpunkte an blieb die Ulrichsburg stetig in Händen der Grafen von Rappoltstein. Maximinus I. liess sie bedeutend vergrössern und nach der Erfindung des Schiesspulvers auch mehr befestigen. Im Jahre 1453 wurde eine Kapelle erbaut, deren Altar dem hl. Ulrich, Bischof von Augsburg und Schutzpatron des Grafen von Rappoltstein, gewidmet wurde. Diesem Heiligen zu Ehren bekam das Schloss nun auch den Namen «St. Ulrich» oder «Ulrichsburg». Im 17. Jahrhundert, im Dreissigjährigen Kriege, teilte das Schloss das Schicksal so vieler anderer: aus dem einst so mächtigen Gebäude wurde eine Ruine. Doch ist dieselbe uns noch sehr gut erhalten geblieben und dank den vielen Restaurationsarbeiten, die darin schon vorgenommen wurden und immer noch werden, ist sie heute einer der schönsten Ausflugspunkte der Vogesen. Die Eingangstüre, die Fenster und der Brunnen sind vollständig wieder hergestellt, auch lassen sich der grosse Saal und die Kapelle mit dem Altar noch sehr gut heraus erkennen.

Erwähnenswert sei auch eine Legende, die sich an die Geschichte der Ulrichsburg knüpft. Des Abends, berichtet die Sage, namentlich an Gewitterabenden, sieht man öfters auf der Spitze des Schlossturmes eine Frau in langem, schwarzem Anzuge erscheinen. Dieses hat wahrscheinlich eine Bewandnis mit folgender Episode. Im Jahre 1487 wurde der ziemlich bejahrte Ritter Wilhelm von Hungerstein auf seinem Schlosse bei Gebweiler von seiner jungen Frau, Kuni-gunde von Willsparg, mit Hilfe zweier Knechte ermordet, da er ihren allzu grossen Geldausgaben Schranken setzen wollte. Sie liess ihn im Hungersteiner Walde begraben und das Gerücht aussprengen, er sei weit weg auf einer Pilgerreise begriffen und hätte sie einstweilen dem Schutze seiner Freunde hier zurück gelassen. Doch wurden bald Verdachtsgründe bemerkbar und Kuni-gunde auf Befehl Wilhelms I. von Rappoltstein, Landvogts des Ober-Elsass und Lehnsherrn der Hungersteiner, verhaftet und zum Tode durch Ertrinken verurteilt. Indessen gelang es ihr, ihren Henker zu bestechen, welcher sie nach der Schweiz entkommen liess, von wo sie aber drei Jahre später auf Begehren des Landvogts von Rappoltstein ausgeliefert und in die Ulrichsburg eingesperrt wurde. Auch hier suchte sie zu entfliehen, ihr Vorhaben wurde aber entdeckt, und so blieb sie denn bis zu ihrem 20 Jahre später erfolgten Tode in dem Turme gefangen. J. B.

Wie es einem Teufelsgeschichten-Erzähler erging

Vor Zeiten, als die Stadt Strassburg noch eine freie Reichstadt des Heiligen Römischen Reiches war, führte ein «ehrsamer, weiser und fürsichtiger» Rat das Regiment, oft milde, oft kraftvoll, je nach den Umständen, immer mit grosser Klugheit und Vorsicht und nicht selten mit Geist und Humor. Die Herren Stadtschreiber, welche die Protokolle führten, brachten manch köstliche Aeusserung zu Papier. Hier ein Beispiel: Im Jahre 1533 kam ein fremder «Gelehrter» nach Strassburg und bat den regierenden Ammeister um die Erlaubnis, eine Teufelsgeschichte, welche sich zu Schiltach zugetragen, in Strassburg drucken zu lassen. In dem Schriftchen war der Satan tüchtig gebrandmarkt und herumgeholt. Meister und Rat machten aber dem Teufelsgeschichten - Erzähler einen wüsten Strich durch die Rechnung und vernichteten in einer Minute seine Hoffnung auf gewinnbringenden Verkauf des Teufelsbüchleins.

Man hatte zu Strassburg eine riesige Angst vor

dem Teufel, nach dem auch Luther mit dem Tintenfass warf, und wollte seine Rache nicht herausfordern; man verbot also die Satansgeschichte zu Strassburg, vorgehend, «man wolle mit dem Teuffel nit zu schaffen haben.» Im Auszug des Ratsprotokolls vom Jahre 1533 heisst es: «Herr Ammeister zeigt an, es kommt einer, hab die Geschicht, so mit dem Teufel zu Schiltach begegnet seyn soll, bitt ihme zu erlauben, dieselbig zu trucken. Erkannt: Es bringt kein Nutz, soll ihme befohlen werden, dass er es hier nit drucken lasse, man woll mit dem Teuffel nit zu schaffen haben.» Das war gut und pfiffig. Mit grossen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Drum wollten sich die gottesfürchtigen Strassburger Ratsherren mit dem «fürnehmen» Herrn mit dem Pferdefuss und den ärgerlichen Hörnern auch nicht einlassen und machten das Kreuz bei der Nennung seines Namens. L.



Tél: 882

A. GUEBROARD

Étudie,

Crée,

Réalise

Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Für ALSATICA-Sammler

und alle Freunde der elsäss. Heimat
AUG. SCHERLEN †

Perles d'Alsace

Tome III

XX et 460 pages, gr. 8°,
40 illustrations
broché Frs. 80.-
relié 1/2 toile Frs. 105.-
relié luxe.... Frs. 120.-

III. Band

XX und 448 Seiten, Gr. 8°
40 Illustrationen
broschiert .. Frs. 80.-
Halblein. geb. Frs. 105.-
Halbleder geb. Frs. 120.-

Librairie „UNION“ Papeterie

Colmar, Strasbourg, Sélestat, Mulhouse
Dornach, Thann, St-Louis

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe
Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser
zum gesund werden
und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis
Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop. : Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop. : Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.
Prop. : G. Schneider.

Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Blecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

**Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.**

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach